



Feldzeitung

von der Maas bis an die Memel

Freitag, 10. Dezember 1943. Nummer 951

„Deutschlands Haltung ist wunderbar!“

Wir sind seit langem gewohnt, in der französischen Schweiz auf eine oft verständnislose oder gar feindliche Einstellung gegenüber Deutschland zu stossen. Um so bemerkenswerter ist die Schilderung, die von der in Montreux erscheinenden Zeitschrift «Mois Suisse» von der gegenwärtigen Haltung des deutschen Volkes gegeben wird.

«Deutschland macht jetzt zweifellos eine der härtesten und entscheidendsten Prüfungen seiner Geschichte durch. Seine Staatsmänner verhehlen das nicht, und die deutsche Presse ist oft auf einen sehr ernsten Ton gestimmt. Die Alliierten spannen alle ihre Kräfte an.

Indessen muss jeder ehrliche Mensch zugeben, dass trotz des Drucks der feindlichen Waffen an den beiden Hauptfronten und trotz des Luftterrors Deutschland seine Kaltblütigkeit und seine stolze Haltung bewahrt. Nirgends sind Symptome der Schwäche oder Auflösung bemerkbar. Man könnte im Gegenteil glauben, dass das deutsche Volk aus den Rückschlägen, die es hinnehmen musste, neue Energien und einen neuen Ansporn zum Kampf schöpft. Die Haltung Deutschlands ist wunderbar. Trotz der erdrückenden Aufgaben, die dem deutschen Volk gestellt wurden, ist kein Zaudern zu erkennen. Es begegnet dem Missgeschick mit bemerkenswerter Seelengrösse. Trotz des Machtpotentials der Gegner, trotz mancherlei Opposition in den von der Wehrmacht besetzten Ländern und trotz der Vorgänge in Italien, werden die Führer der deutschen Nation nicht irre in ihrer Sicherheit, den Krieg zu gewinnen.

Diese Geisteshaltung verdient besondere Beachtung, denn in einem derartigen Kampf auf Leben und Tod ist die Moral ein ausschlaggebender Faktor. Das wissen die Gegner Deutschlands sehr genau, und deshalb tun sie alles, um Zweifel und Misstrauen in der deutschen Bevölkerung zu erwecken. Aber Deutschland bewahrt seine Ruhe, es ist nicht nur diszipliniert, sondern auch hartnäckig und hält unbeugsam fest an seinen Entschlüssen. Das deutsche Volk verliert selten den Mut. Im entscheidenden Augenblick werden, davon ist man fest überzeugt, die Deutschen wieder die Initiative ergreifen.»

Diesen Feststellungen haben wir nichts hinzuzufügen.

Kein Sowjet-U-Boot kam 1943 durch

Die Sperre von Lavansaari und Tytaersaari wacht über die Sicherheit der Ostseeschifffahrt

Zum dritten Mal geht ein Abschnitt des Seekrieges gegen die Sowjets in der Ostsee zu Ende, denn das Kampffeld im Finnischen Meerbusen nähert sich dem winterlichen Zustand der Vereisung. Sie pflegt 140 bis 180 Tage zu dauern und legt für diese Monate die Tätigkeit der schwimmenden Verbände lahm. Das wichtigste Ergebnis des Kampfes gegen die Sowjetflotte während der Schifffahrtsperiode 1943 war die Tatsache, dass es erstmalig auch nicht einem einzigen sowjetischen Unterseeboot gelungen ist, aus dem Finnischen Meerbusen in die offene Ostsee auszubrechen. Damit wurde die Handelschifffahrt und der Nachschubverkehr völlig frei von der Bedrohung durch die bolschewistischen Unterseeboote, auf die einst die Sowjetmächthaber grosse Hoffnungen gesetzt hatten. Für dieses Ergebnis verdienen die deutschen Seestreitkräfte und ihre finnischen Waffenbrüder volle Würdigung, denn an Durchbruchversuchen der Sowjetunterseeboote hat es nicht gefehlt, wie die festgestellte Versenkung von zehn und die wahrscheinliche Vernichtung von weiteren Unterseebooten im Jahre 1943 beweist.

Man muss bedenken, dass die Sowjetunion bei Kriegsbeginn in der Ostsee und im nördlichen Eismeer, das durch den Stalin-Kanal mit ihr verbunden war, über mindestens 72 Unterseeboote verfügte. Sie stellten eine erhebliche Gefahr für unseren Ostseeverkehr dar. Vor allem im Sommer 1941, als den Sowjets als Wirkung ihrer Raubzüge gegen Estland und Lettland bis nach Libau hinunter eine Reihe von Stützpunkten an der offenen Ostsee zur Verfügung standen. Mit zwei modernisierten älteren Schiffschiffen, drei neuen schweren Kreuzern und etwa 20 modernen Torpedokreuzern und grossen Zerstörern sowie zahlreichen weiteren Kriegsfahrzeugen konnten die Sowjets ausserdem auch über Wasser eine bedeutende Streitmacht einsetzen. Dennoch riss Deutschland im Ostseekrieg sofort das Gesetz des Handelns an sich.

Nach wenigen Monaten hatte die Sowjetunion ihre Ostsee-Stützpunkte von der deutsch-litauischen Grenze bis zur Kronstädter Bucht durch den Vormarsch des

deutschen Heeres eingebüsst, ohne dass die bolschewistische Flotte dabei eine Rolle zu spielen vermochte. Auch bei dem deutschen «Amphibien-Unternehmen» gegen die baltischen Inseln, das Ösel, Dagö usw. in unseren Besitz brachte, trat die Sowjetflotte nicht nennenswert in Erscheinung. Auf deutscher Seite genügte es, dieser erfolgreichen Operation durch einige leichte Kreuzer im Zusammenwirken mit der Luftwaffe einen Rückhalt zu geben. Ein Eingreifen eines Schlachtschiffes, das im Herbst 1941 kurze Zeit zur Deckung der Unternehmung gegen die baltischen Inseln bereitstand, konnte unterbleiben, da die schweren sowjetischen Seestreitkräfte eine Störung der Landung nicht versuchten. Sie waren durch die aktive deutsche Minenkriegsführung im finnischen Meerbusen von vornherein in ihrer Bewegungsfreiheit stark gehemmt worden. Über diese deutsche Minenkriegsführung kann heute einiges mehr gesagt werden als in jenen Monaten. Sie ist ein Beispiel einer kühnen Seekriegsoperation, die gut geplant und kaltblütig durchgeführt worden ist. Der 200 Seemeilen lange und 40 bis 60 Seemeilen breite Finnische Meerbusen mit seinen vielen Inseln und Schären ist zwar für die Minenkriegsführung ein sehr brauchbares Feld.

In nur 50 Seemeilen Entfernung von Reval, wo die bolschewistischen Schlachtschiffe, Kreuzer, Zerstörer und Unterseeboote versammelt waren, legte bei Kriegsbeginn ein Verband deutscher Minenschiffe eine offensive Minensperre vor dem Finnischen Meerbusen, die der Sowjetflotte die Ausfahrt in die Ostsee sperren sollte. Diese Minenschiffe waren ungeschützte Hilfskriegsschiffe, die an Geschwindigkeit und Bewaffnung schon jedem Zerstörer unterlegen waren. Vor der Nase und zeitweise im Angesicht der feindlichen Übermacht legten diese Minenschiffe Ende Juni 1941 die «Corbetta-Sperre», die tatsächlich einen Vorstoss der Sowjetflotte in die weitere Ostsee verhindert hat. Dann folgt unter Beteiligung finnischer Minenleger trotz der Störversuche sowjetischer Küstenbatterien, See- und Luftstreitkräfte die Auslegung der «Juminda-Sperre», die jenseits vom belagerten Reval

den Weg nach Kronstadt abriegelte. Der vor kurzem gefallene Eichenlaubträger Korvettenkapitän Brill führte diese Operation durch. Der Erfolg war beispiellos, denn bei den feindlichen Bemühungen, Reval über See zu räumen, ging ausser zahlreichen Sowjetkriegsschiffen allein durch Minenwirkung ein Schiffsraum von 130 000 BRT unter, wozu weitere 70 000 BRT kamen, die in der Minensperre von der deutschen Luftwaffe gepackt und versenkt werden konnten.

Als im Winter dann der letzte Aussenstützpunkt der Sowjetflotte, Hangö an der Südwestküste Finnlands, fiel, war auch dies in hohem Masse der Wirkung der deutsch-finnischen Minensperren zu verdanken. So hatte von einem Verband von acht sowjetischen Versorgungsschiffen für Hangö nur ein einziges wieder nach Kronstadt zurückkehren können. Seitdem sitzt die bolschewistische Ostseeflotte in Kronstadt — Leningrad — Oranienbaum wie in einer Mause Falle.

Nur mit Unterseebooten haben die Sowjets in den beiden letzten Jahren noch versucht, den Seekrieg in die offene Ostsee hinauszutragen. Der am weitesten vorgeschobene Sowjetstützpunkt im Finnischen Meerbusen ist die Insel Lavansaari, die etwas über 50 Seemeilen westlich von Kronstadt liegt. Bis in den Raum zwischen Lavansaari und der 20 Seemeilen südwestlich liegenden Inselgruppe Tüters (Tytaersaari) versuchen sowjetische Minenräumverbände und Schnellboote vorzustossen, wenn sie den Ausbruch von Unterseebooten erleichtern wollen. Die bolschewistischen Kriegsfahrzeuge sind stets von unseren Sicherungstreitkräften wieder zurückgewiesen worden, und den Sowjetunterseebooten, die durch die deutsch-finnischen Minen und Netzsperrn zu kommen suchten, ist es schlecht ergangen. Die meisten wurden dort versenkt. Schon 1941 haben die bolschewistischen Unterseeboote in der Ostsee nur eine geringfügige Tätigkeit entfalten können. Im Jahre 1942 kamen nur noch vereinzelt Sowjetunterseeboote durch die Sperrn hindurch. Ihre Erfolge beschränkten sich im wesentlichen auf die Versenkung einiger schwedischer Handelschiffe. Ob auch nur einem dieser Unterseeboote die Rückkehr nach Kronstadt gelungen ist, muss bezweifelt werden. Im laufenden Jahre 1943 ist, wie bereits betont, nicht einmal der Ausbruch eines einzigen Sowjetunterseebootes aus dem Finnischen Meerbusen gelungen.

Der Finnische Meerbusen ist zum Massengrab der bolschewistischen Unterseeboote geworden, die zur Unterbindung des Ostseeverkehrs bestimmt waren. In den Jahren 1941 und 1942 haben zusammen etwa 50 sowjetische Unterseeboote in der Ostsee ihr Ende gefunden, davon vier Fünftel im Finnischen Meerbusen. Nun sind in diesem Jahr mindestens zehn weitere Boote hinzugekommen. Die meisten wurden in den Minensperren beschädigt oder blieben in den Netzsperrn hängen und wurden dann durch Wasserbomben deutscher Unterseebootjäger und anderer Kriegsfahrzeuge erledigt.

Hat Europa genug Menschen?

Von Prof. Dr. Wagemann

Präsident des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung

Deutschland, als das Herz Europas, hält, wie schon wiederholt in der Geschichte, auch in diesem Kriege die innere Linie, der sich der Feind mit Mann und Material von weiter nähern muss, wenn er uns anfreifen will. Solange das Gebiet des inneren Kreises nicht autark ist, ist seine Leistungsfähigkeit ziemlich begrenzt, was uns im letzten Kriege verhängnisvoll wurde. Diesmal ist das Reich jedoch bereits weitgehend autark gewesen, als der Krieg ausbrach; überdies fügt sich jetzt um diesen festen Kern ein breiter Ring anderer Nationen, so dass uns der weitaus grösste Teil Europas mit all seinen wirtschaftlichen Reserven die Mitwirkung leiht.

Trotzdem ist es aber schliesslich nur ein kleiner Ausschnitt der Erdoberfläche, der uns zur Verfügung steht; und so könnte es auf den ersten Blick scheinen, dass wir mit einer überwältigenden Übermacht zu ringen hätten. Der genaueren Betrachtung jedoch wird deutlich, dass dem schwerfälligen Koloss der feindlichen Macht auf unserer Seite eine geballte Kraft gegenübersteht, die militärisch und wirtschaftlich zugleich hart und elastisch ist wie Stahl. Die vielen Faktoren unseres Kriegspotentials lassen sich mit anderen Worten den Erfordernissen entsprechend zusammenziehen und vertellen: Wir können die meisten Produktionsstandorte der Industrie nach Bedarf verlagern, die Produktionsgüter und vor allem die Arbeitskräfte nötigenfalls aus der haus- und verbrauchs wirtschaftlichen Sphäre auf den Bereich der Erwerbs- und Produktionswirtschaft übertragen.

Nach den Erfahrungen des ersten Weltkrieges hätte man annehmen können, dass die Beschäftigtenzahl auch in diesem Kriege zurückgehen werde, und zwar infolge der Einziehungen zum Wehrdienst. In den Jahren 1914/18 ist in der Tat die Zahl der beschäftigten Arbeiter und Angestellten in Deutschland von etwa 17 Millionen auf weniger als 14 Millionen gesunken. Trotz aller Anstrengungen gelang es damals nicht, den Ausfall von etwa 4 Millionen Männern durch weibliche Arbeitskräfte zu ersetzen.

Im Gegensatz dazu hat sich die Zahl der Beschäftigten von 24,6 Mill. im Jahre 1939 bisher auf 29,1 Millionen (einschl. Ausländern und Kriegsgefangenen) erhöht. Gewiss hängt dieser Zuwachs zum grössten Teil mit der Erweiterung des Reichsgebietes während des Krieges zusammen. Aber selbst auf dem Reichsgebiet in seinem Vorkriegsumfang ist die Zahl der beschäftigten Arbeiter und Angestellten nicht wie im Weltkrieg gesunken, sondern gestiegen. Entscheidend dafür ist, dass im ersten Weltkrieg nur Ansätze zu einer Organisation des Arbeitseinsatzes vorhanden waren — sie wurde erst tastend geschaffen und langsam ausgebaut —; diesmal aber konnte Deutschland mit einer erfahrenen, eingearbeiteten und entwickelten Verwaltung des Arbeitseinsatzes in den Krieg gehen. Diese Organisation, im Kampf gegen die Arbeitslosigkeit entstanden, war schon in den letzten Jahren vor Kriegsausbruch voll ausgebaut worden, als durch den Vierjahresplan und die Rüstung die Arbeitskräfte immer knapper wurden und ihr Einsatz unter dem Gesichtspunkt höchster Rationalität gelenkt werden musste. Ihre höchste Bewährung hat die Arbeitseinsatzverwaltung im Kriege erfahren. Ihr ist es vornehmlich zu verdanken, dass wir nicht nur den Ausfall, der sich als Folge der Einziehungen zur Wehrmacht ergibt, wettmachen, sondern darüber hinaus noch in grosser Zahl zusätzlich Arbeiter und Angestellte für die Rüstungswirtschaft mobilisieren konnten.

Drei grosse Quellen sind es in der Hauptsache, aus denen der Arbeitseinsatz haarscharf schöpfen können: einmal sind neben den Kriegsgefangenen mehrere Millionen Arbeitskräfte aus den von uns besetzten Gebieten und den mit uns befreundeten Ländern verfügbar geworden, sodann haben sich die deutschen Frauen in den Dienst der Kriegswirtschaft gestellt, und schliesslich konnten im grossen Stil Arbeitskräfte aus den nicht kriegswichtigen Wirtschaftszweigen für die Rüstung freigemacht werden.

Wenn die Voraussetzungen hierfür gegeben sind, so ist das nicht nur unmittelbare Folge der Tatsache, dass wir die innere Linie halten, so dass wir die Kräfte den Erfordernissen entsprechend mobilisieren und gegeneinander verschieben können, sondern auch ihr mittelbares Ergebnis; denn die innere Linie bedeutet ja Zusammenfassung auf verhältnismässig engem Raum und damit hohe wirtschaftliche Intensität.

Auf dem europäischen Kontinent leben, selbst wenn man die besetzten Sowjetgebiete ausnimmt, auf rund 4,5 Millionen Quadratkilometern rund 340 Millionen Menschen. Über 290 Millionen zählen dabei allein die mit uns verbündeten oder von uns besetzten Länder; 82 Millionen sind hier auf dem Quadratkilometer zusammengedrängt. Dieser kompakte, zum grössten Teil hoch qualifizierte Menschenmasse kann der Gegner auch nichts annähernd Gleiches entgegenstellen. Indien und Tschungking-China zählen zwar für sich allein mehrere hundert Millionen Menschen, aber nur ein Tor könnte auf den Gedanken kommen, diese primitiven, zumeist kaum für ihren eigenen Lebensunterhalt genug produzierenden Bauernmassen rein zahlenmässig mit dem Menschenreservoir Europas zu vergleichen. So-

Wo blieb der Aufruf an das deutsche Volk?

Kommunique über Besprechungen in Teheran mit fünftägiger Verspätung veröffentlicht

Nachdem die Konferenz von Teheran schon am 2. Dezember abgeschlossen war, gab Reuters am 6. Dezember endlich das so gross angekündigte und mit so geheimnisvollen Andeutungen begleitete Kommunique mit fünftägiger Verspätung bekannt. Der offizielle Abschluss des Theaters in der Hauptstadt des von den Sowjets und den englisch-amerikanischen Truppen vergrößerten und besetzten Irans ist ein würdiger Schluss der langen Reise Roosevelts und Churchills an die Grenze des Sowjetparadieses zum Befehlsempfang bei Stalin. Wer nach all dem Agitationsgedröhn der englisch-amerikanischen Presse und der jüdischen Schreiber noch erwartet hatte, dass aus dem Grollen im jüdischen Blätterwald wenigstens etwas folgen werde, hat sich getäuscht. Ein zwei Seiten langes Kommunique und eine gemeinsame Erklärung über Iran ist das Ergebnis.

In dem Kommunique wird folgendes mitgeteilt:

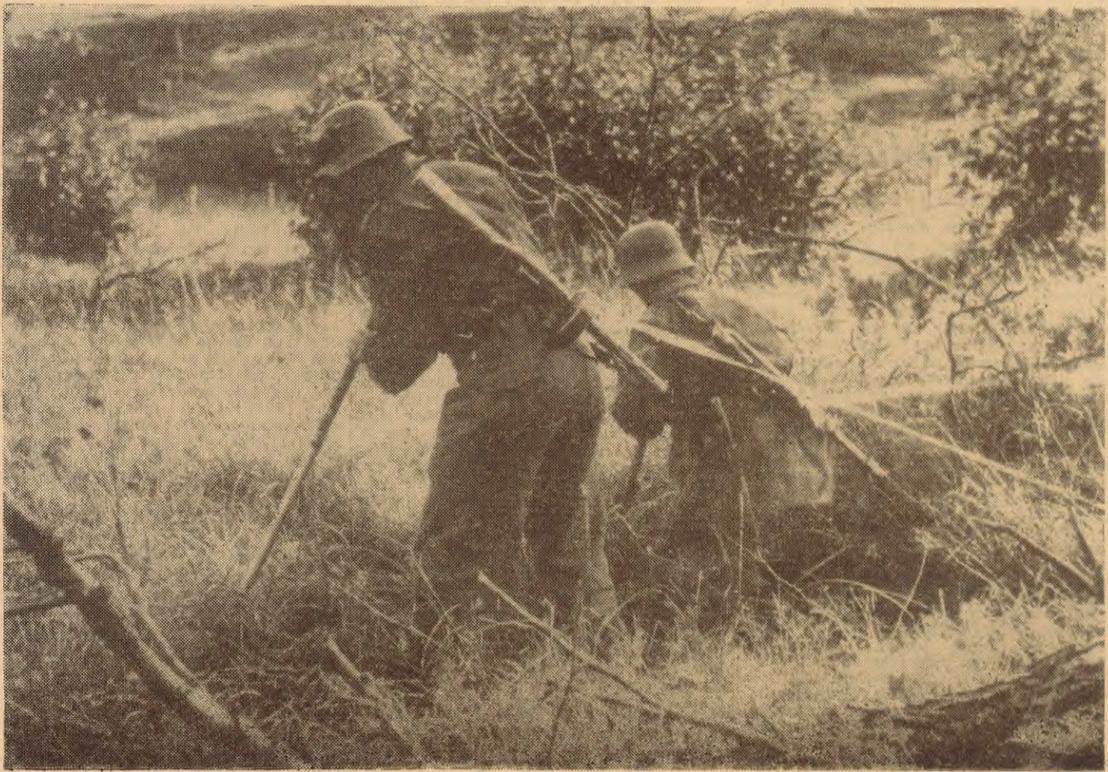
«Wir sind in diesen vier letzten Tagen hier in der Hauptstadt unseres Verbündeten, Iran, zusammengelassen und haben unserer gemeinsamen Politik Form gegeben und sie bestätigt. Wir gaben unserem Entschluss Ausdruck, dass unsere Nationen im Kriege sowie in dem darauf folgenden Frieden zusammenarbeiten sollen. Was den Krieg betrifft, haben sich unsere militärischen Stäbe unseren Besprechungen am runden Tisch angeschlossen, und wir haben unsere Pläne zur Vernichtung der deutschen Streitkräfte in Übereinstimmung gebracht.»

Nach dieser nun schon unzählige Male getroffenen Feststellung, dass man sich einig sei und dass man Krieg führen wolle und dass man die deutschen Streitkräfte vernichten wolle, kommt eine Andeutung über die bevorstehende zweite Front, die allerdings noch ungewisser gehalten ist als in den Beschlüssen von Casablanca vor 11 Monaten. In echt heuchlerischer Manier spricht man von der hohen Verantwortung, die man empfinde, einen Frieden herbeizuführen, der für viele Generationen die Geissel und den Schrecken des Krieges bannen soll. Es ist schon der Höhepunkt der Zumutung an die Dummheit und Kurzsichtigkeit der Völker der Welt, dass man glaubt, vergessen machen zu können, dass dieser Krieg von Churchill und Roosevelt gemacht, erklärt und begonnen wurde, und dass man sich schliesslich mit dem blutigsten Henker der Weltgeschichte und dem schrecklichsten System, in das jemals Menschen gepresst wurden, dem Bolschewismus, verbündete.

Es folgen dann die üblichen Vokabeln der plutokratischen Agitation wie «Zusammenarbeit der grossen und kleinen Nationen, Kampf gegen die Tyrannei und Sklaverei», die Feststellung, dass man alle Völker willkommen heisse, wenn sie sich entschlossen sollten, in die «Familie der demokratischen Nationen» einzutreten. Eine wahrhaft beste-

chende Einladung angesichts des englischen Hungerkrieges gegen das indische Volk und die Unterdrückungspolitik in Libanon und Syrien wie überall dort, wo die britische Plutokratie herrscht, des Verrats Englands gegenüber seinen verführten Verbündeten wie Polen und Serbien, sowie der Massengräber von Katyn und der bolschewistischen Henkerspolitik in den baltischen Staaten und angesichts der Lage, in der sich der verräterische Teil Italiens mit seinem Verräterkönig und Badoello befindet. Zum Schluss wird die Hoffnung ausgedrückt, dass man mit Vertrauen dem Tag entgegengehen, an dem alle Völker der Welt in Freiheit leben können. Nach diesem bezeichnenden Satz folgen die Unterschriften Stalins, Roosevelts und Churchills.

Es bleibt offen, ob das angekündigte Manifest an das deutsche Volk der Uneinigkeit der Verfasser zum Opfer gefallen ist, die fünf Tage brauchten, um ein harmloses Kommunique obigen Inhaltes zu fabrizieren. Sicherlich hat auch die Haltung des deutschen Volkes gegenüber den Terrorangriffen der britisch-amerikanischen Luftgänger den Übergangstern von Teheran die Lust genommen, sich mehr zu blamieren als unbedingt erforderlich ist. Wie dem auch sei, der Spuk der geheimnisvollen Konferenz im Orient ist vorbei. Die Tatsache unseres festen Entschlusses, die Waffen nicht vor dem Siegel aus der Hand zu legen, komme, was kommen mag, und die Taten unserer und unserer verbündeten Soldaten bleiben bestehen.



Wo der Feind das Gelände mit Minen versucht hat, gehen die Minensucher mit Suchstäben tastend vorwärts und befreien den Boden von dem gefährlichen Sprengmittel. Aufnahme: PK-Reimers

weit sie für die Sache der Gegner verwendbar sind, werden sie überdies, zumindest per saldo im Kampf gegen Japan benötigt, das mit den 105 Millionen seiner hochbezahlten eigenen Bevölkerung und den weiteren vielleicht 430 Millionen Mandchukuo, der verbliebenen chinesischen Provinzen und der verbündeten oder eroberten Südseegebiete ohnehin schon zahlenmäßig den grössten Teil der Bevölkerung Indiens und Chinas aufwiegt. Auch die Reservisten, über die die Feindmächte in Australien, in Afrika und in einzelnen Teilen des Vorderen Orients verfügen, werden zumeist ganz oder im übrigen doch wenigstens teilweise durch Japan in Schach gehalten; ja darüber hinaus muss der Gegner noch einen nicht unbeträchtlichen Teil seiner eigenen Reserven, insbesondere auch seiner Menschenreserven in den Kampf gegen Japan werfen.

Ebensoviele aber können sich die eigentlichen Kerngebiete der Feindmächte in bezug auf Menschenballung mit Europa messen. Nirgends vor allem verfügen sie über einen derartig geschlossenen Menschenblock wie der unter der Führung Deutschlands stehende europäische Kontinent. Die Arbeiterheere lösen sich auf der Feindseite in wesentlich kleinere, durch weite Räume und zum grossen Teil durch die Fronten des Krieges voneinander getrennte Massen auf. Ganz für sich liegt zunächst im Osten, von seinen plutokratischen Verbündeten nur über viele hunderte oder gar tausende Kilometer lange beschwerliche und gefährliche Transportwege zu erreichen, der unbesetzte Teil der Sowjetunion mit vielleicht noch 150 Millionen Menschen, die über einen Raum von 20,7 Millionen Quadratkilometer verstreut sind, so dass auf den Quadratkilometer nur 7,1 Menschen kommen. Dann kommt Grossbritannien, der vorgeschobene Posten der Feindmächte, von der nordamerikanischen Ostküste 5500 Kilometer, von der südamerikanischen Ostküste 10.000 Kilometer entfernt, und deshalb nur noch mit dem Nötigen versorgt, mit etwa 48 Millionen Menschen.

Und schliesslich folgen die beiden Amerika, die mit ihren insgesamt 276 Millionen Einwohnern zwar ein imponierendes Bild zu bieten scheinen, aber dabei eine Spannweite aufweisen, die einen konzentrischen Einsatz dieser Menschen nach europäischem Vorbild schon aus geographischen Gründen unmöglich macht. Arbeiterwanderungen wie in Europa kommen zwischen den beiden Amerika praktisch nicht in Betracht, zumal Südamerika mit seinen rund 125 Millionen Einwohnern als Einwanderungsgebiet von jeher selbst meist unter Arbeitermangel leidet. Auch heute denkt es gar nicht daran, die grossen Lücken im Arbeitseinsatz der Vereinigten Staaten auszufüllen. Aber selbst in den Vereinigten Staaten mit ihren fast kontinentalen Ausmassen von 2500 Kilometern in der Nord-Süd- und 4000 Kilometer in der Ost-West-Linie, wo auf den Quadratkilometer nur 16 Menschen kommen, ist der Raum ein gewaltiges Hindernis für den zweckmässigen Einsatz der verfügbaren Arbeitskräfte.

Um die etwa 320 Millionen Menschen Nord- und Südamerikas sowie Grossbritanniens auf ihrem ungefähr 8 1/2 mal so grossen Raum zu einer ähnlichen Schlagkraft zu vereinen wie die 340 Millionen Kontinentaleuropas sind alle Transportprobleme zu lösen, die um ein Vielfaches grösser sind als die Verkehrsaufgaben Europas. Ein ungleich grösserer Teil der Arbeitskräfte des Gegners muss daher auch statt für die Rüstung für die Raumüberwindung eingesetzt werden.

Mageres Weihnachtsfest auf der Insel

Keine Sonderzuteilungen zu Weihnachten in England

Zwei Meldungen, die wert sind, einander gegenübergestellt zu werden:

In Kairo speisten Churchill und Roosevelt am 25. November zusammen, wobei das Menu aus 14 Gängen bestand.

In der Heimat Churchills aber kündigte der Ernährungsminister nach «News Review» an, die Lebensmittelvorräte im Lande seien so mager, dass an irgendwelche Sonderzuteilungen zu Weihnachten nicht zu denken sei.

Soweit ist es in England gekommen! Noch vor vier Jahren kündigte Churchill eine Wiederholung der Hungerblockade des ersten Weltkrieges gegen Deutschland an, heute aber hat der Tonkriegslage hervorgehoben, dass der Engländer seinen Leibfeind immer enger schnallen muss. Als bei uns die Rationierung der Lebensmittel eingeführt wurde, konnte man sich in England nicht genug tun mit ironischen, ja hässlichen Bemerkungen über unsere Lage. Jetzt stellt «News Review» fest, dass es im Reich

Ein erschütternder Aufschrei des Hasses

Italienischer Flüchtling schildert amerikanische Schreckensherrschaft in Sizilien

PK... Luigi Renzo sitzt vor uns, wie ihn unsere Landsler vor einer Stunde zwischen den Linien aufgegriffen haben. Das noch junge, unraasierte Gesicht ausgemergelt, eingefallen und grau; die Augen flackern vor Angst, tief in den dunklen Höhlen liegend. Die Kleidung ist zerrissen und hängt in Fetzen am Leibe. Wer ihn sieht, glaubt ihm auf das Wort, dass er eben aus Sizilien kommt, dass er vierzehn Tage lang sich in den Bergen versteckt gehalten hat, beschossen und von Bluthunden gejagt wurde, weil er sich weigerte, täglich vierzehn Stunden lang für vierzig Gramm Brot auf einem Flugplatz zu schuften! Stockend und in Zeitabständen, denn ein Schwächeanfall zwingt den Dreissigjährigen manchmal zum Schweigen, hören wir seinen Bericht:

«Ich komme aus Randazzo am Ätna. Früher lebten in unserer Stadt zwanzigttausend Menschen. Aber nachdem die Deutschen Randazzo bereits verlassen hatten, haben die Amerikaner uns so stark bombardiert, dass kaum noch ein Haus steht. Dazu kam dann noch die Hungersnot, denn mit dem Abzug der Deutschen blieben auch die Lebensmittel von Italien aus. Ich weiss nicht, wie viele Menschen noch bei uns leben, aber mehr als ein paar hundert werden es nicht sein.

Als die Amerikaner die Stadt besetzt hatten, trieben sie aus der Umgebung sämtliches Vieh zusammen, was uns von den Deutschen belassen worden war. Selbst die jungen Hühner wurden gezählt und requiriert. Es gab plötzlich nichts mehr als die Weintruben auf den Feldern. Viele Frauen sind mit ihren Kindern zum amerikanischen Zeilager gelaufen und haben den Offizieren die verhungerten Kinder vorgehalten. Aber sie wurden weggetragen, und am anderen Tag stellte man ein Maschinengewehr auf die Strasse.

Fünf Stunden nach der Besetzung fuhren Lastkraftwagen durch die Strassen mit Soldaten, die jeden männlichen Einwohner, gleich welchem Alters, einfinden und mitnehmen. Ich war mit meinem Bruder dabei, die Trümmer meines Hauses zu beseitigen, um den Keller freizulegen, in dem sich meine Frau mit den beiden Kindern noch befand. Ein kleines Loch hatten wir schon frei. Ich war überglücklich, dass sie noch lebten, und wir arbeiteten wie die Besessenen. Da kam einer dieser Lastkraftwagen vorbeigefahren. Sie schlephten uns mit. Ich habe gebettelt, gefleht, ich habe geweint und geschrien um das Leben meiner Familie. Ich zeigte auf das Loch und versuchte mich einem Korporal, der etwas italienisch sprach, zu erklären. Aber mein Weinen brachte mir nur einen Kolbenbeschlag.

Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich auf einem vollgepackten Auto mit vielen anderen Männern zusammen. Ich erfuhr, dass wir Richtung Catania fahren würden. Aber das war mir in diesem Augenblick so gleichgültig. Ich hatte auch seit drei Tagen nichts mehr gegessen. In meinen Ohren hörte ich immer noch das Rufen meiner Frau, die alles durch das kleine, von uns freigeschaufelte Loch gehört hatte. Sie kann sich nicht selbst befreien, und unser Haus liegt so abseits von der Strasse, dass kaum ein Mensch dort vorbeikommt. Wenn ich heute noch an diese Fahrt zurückdenke, kommt es mir wie ein Wunder vor, dass ich nicht wahnsinnig geworden bin. Nur eines weiss ich noch, ich habe damals Hassen ge-

lernt. Was ich seit diesen Tagen gedacht, getan und gefühlt habe, ist Hass, Hass und noch einmal Hass!

Ist Sie sollen hören, wie es uns ergangen ist, und ich bitte Sie, schreiben Sie es in die Welt hinaus, lassen Sie es drucken oder was Sie wollen, - aber alle, alle sollen es wissen, wie man uns behandelt hat! Es gibt noch viele, die an eine amerikanische Freiheit und daran glauben, dass der Amerikaner Brot bringt. Ja, wir haben einmal gesehen, dass im Hafen von Catania ein Schiff mit Lebensmitteln abgeladen wurde. Es war so viel, dass man die Mehlsäcke mit den Augen kaum zu zählen vermochte. Aber das wurde von allen Seiten fotografiert und gefilmt, so dass sie der Welt einreden können, eine hungerige Bevölkerung glücklich gemacht zu haben. Ich war dabei; ich weiss es besser!

Wie es uns weiter erging? Auf dem Flugplatz von Catania mussten wir arbeiten. Vierzehn Stunden. Ich brach gleich am ersten Abend zusammen. Aber gleich am mir nur eine Spritze, drückte mir eine Tafelration, bestehend aus vierzig Gramm Brot und etwas Marmelade, in die Hände, und dann mussten wir in der Eisenbahnlinie nach Augusta unter freiem Himmel übernachten. Am anderen Tag gab es wieder vierzehn Stunden. Viele tausend Männer sah ich. Sie waren zusammengetrieben worden aus allen Dörfern und Städten, manchmal sogar ohne Schuhe. Aber glauben Sie nicht, dass die Amerikaner auch nur einem ein Paar gegeben hätten. Zwei Tage nach unserem Eintreffen kamen Werber, die uns vier Geld und gutes Essen für freiwillige Arbeit in Australien versprochen. Aber niemand wollte weg. Da wurde einfach ein ganzes Lager bestimmt, das mit Schiffen abtransportiert wurde, ohne dass man auch nur die Angehörigen von dieser Massnahme verständigt hätte.

Eines Tages mussten wir Eisenbahn-

schwellen nach Acirezza transportieren; denn die Deutschen hatten die Eisenbahn restlos zerstört. Da gelang mir die Flucht. Durch den Sprung vom fahrenden Wagen hatte ich einen kleinen Vorsprung und flüchtete in das nächste Haus. Aber der Besitzer hatte eine solche Angst vor den Amerikanern und Engländern, dass er mich am liebsten ausgeliefert hätte. Ich floh über den Hof in andere Häuser. Durch Gärten hindurch, Hinter mit wurde geschossen, und einmal glaubte ich schon, dass sie mich fassen würden, denn ich hörte Hundegebell. Das einzige, wovon ich Angst hatte, waren die Bluthunde. Ich weiss nicht, wie lange ich gelaufen bin. In einem Keller brach ich zusammen. Man versteckte mich, gab mir zu essen, und nachdem die Soldaten ihre Suche eingeteilt hatten, machte ich mich auf den Weg nach Randazzo.

Zwei Nächte bin ich über das Lavafeld des Ätnas gelaufen. Ich habe mir alles dabei zerissen, aber auf der Strasse durfte ich mich nicht sehen lassen. Nachts traf ich bei den Trümmern meines Hauses wieder ein. Niemand hatte nach mir weitergearbeitet. Unberührt lag die Spitzhacke neben dem Loch. Ich rief, schrie Aber es antwortete mir niemand mehr. Verstehen Sie jetzt, dass ich keinen sehnllicheren Wunsch habe, als faschistischer Soldat zu werden? Wochentag nach ich nächtens in den Bergdörfern unterwegs, sass in den Stuben und predigte, floh, fand Kameraden, die mich auf das Festland brachten, und floh weiter nach Norden. Ihre Soldaten fanden mich. Nehmen Sie mich als Freiwilligen! Heimat und Familie haben sie mir genommen. Ich will kämpfen. Denn das eine habe ich jetzt am eigenen Leibe zu spüren bekommen: entweder Deutschland gewinnt und wir erhalten unsere Menschenrechte wieder, oder sie werden uns den letzten Tropfen Blut aus dem Leibe saugen, wie es auf Sizilien geschieht!

Kriegsbericht Ottmar Haas

Landekopf bei Kertsch zerschlagen

7 Schiffe mit 48 000 BRT von U-Booten versenkt

Aus dem Führerhauptquartier, 8. Dezember. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Auf der Krim haben Verbände der 6. rumänischen Kavallerie-Division unter Führung des bereits mit dem Ritterkreuz ausgezeichneten Generalleutnant Teodorini, durch deutsche Artillerie und Sturmschütze sowie deutsche, rumänische und kroatische Fliegerkräfte unterstützt, den feindlichen Landekopf südlich Kertsch zerschlagen. In dreitägigen schweren Kämpfen wurden die sowjetischen Landungsverbände aufgerieben und rund 2000 Gefangene eingebracht.

Leichte deutsche Seestreitkräfte haben zu diesem Erfolg beigetragen. Sie vertrieben unter schwersten Einsatzbedingungen eine regelmässige Versorgung der sowjetischen Landungsstruppen. Alle Versuche der Bolschewisten, den angegriffenen Landekopf in der Nacht zum 7. Dezember zu räumen, wurden verhindert, sieben feindliche Fahrzeuge dabei versenkt. Damit haben unsere in der Kertsch-Strasse eingesetzten Seestreitkräfte während der 30tägigen Seeblockade acht Motorkanonenboote, zwei Schnellboote, zwei Schlepper, zwei Leichter sowie 23 Landungsfahrzeuge vernichtet und zahlreiche weitere beschädigt.

Feindliche Entlastungsangriffe, die die Sowjets gestern aus dem Brückenkopf nördöstlich Kertsch führten, scheiterten.

Im grossen Dnjepr-Bogen liess die feindliche Angriffstätigkeit wesentlich nach. Dagegen unternahmen die Sowjets südwestlich Kremenchuk mit zusammengefassten Kräften fortgesetzte schwere Angriffe, um ihre Einbruchsstelle zu erweitern. Heftige Kämpfe sind noch im Gange. Ein eigener Gegenangriff gewann trotz zäher feindlichen Widerstandes vorübergehend verlorengegangenes Gelände wieder zurück.

Im Raum nordöstlich Schitomir und südlich Kertsch macht der eigene Gegenangriff gegen zähen Widerstand der Sowjets gute Fortschritte. Zahlreiche Ortschaften wurden im Sturm genommen und feindliche Kräfte zerschlagen.

An der übrigen Ostfront fanden lebhaft örtliche Kämpfe zwischen Pripjet und Berezina, westlich Kritschew und westlich Newell statt.

Vom 4. bis 7. Dezember wurden in Luftkämpfen und durch Flakartillerie über der Ostfront 15 Sowjetische Flugzeuge abgeschossen. Zehn deutsche Flugzeuge werden vermisst.

Im Westabschnitt der süditalienischen Front flaute die Kampfaktivität gestern wieder ab. Nur an zwei Einbruchsstellen, die in den Kämpfen des Vortages entstanden waren, dauerten die Kämpfe noch an.

Am linken Flügel der Front setzte der Feind starke Kräfte zum Angriff gegen unsere Stellungen an den Osthängen des Maella-Gebirges an. Sie wurden in schweren Kämpfen blutig abgewiesen.

Unterseeboote versenkten aus Geleitungen und bei Einzeljagd im Atlantik und Mittelmeer sieben Schiffe mit 48 000 BRT.



10 Stunden an der Drehbank - für Dich!

Du weißt, früher war das nur ein Beruf für Männer, denn in der Dreherei wird «eisen» gearbeitet, wird Körperkraft und Genugsigkeit verlangt. Aber auch hier - wie in allen schweren Männerberufen - schaffen heute viele hundertausende Frauen. Sie wissen, wofür: für Deine Waffen, Deine Munition, Deine Geräte und Maschinen!

Und Du, Kamerad?

Achtest Du die schwere Arbeit der Frauen in der Heimat? Wie leicht ist eine Werkmaske liegen gelassen, ein Werkzeug vergessen, ein Ersatzteil verloren? Achtsamkeit ist auch in kleinen Dingen notwendig.

Bei einem Millioneneher ergeben auch die Kleinigkeiten zusammengefasst große Ersatzanforderungen, die der Heimat unnötige Arbeit machen. Denk stets daran:



War Wehrmachtlich verschwendet und versaut der Heimat Arbeitskraft und Kohle klaut!



Der Führer verlieh das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an:

- Oberleutnant d. R. Werner Peters, Battallionsführer in einem Grenadier-Regiment;
Oberleutnant d. R. Friedrich Arnold, Zugführer in einer Sturmgeschütz-Abteilung;
Leutnant Helmuth Sprung, Flugzeugführer in einem Kampfgeschwader.

Von den Kämpfen bei uns

Tiefer Einbruch in die Sowjetstellungen

Grenadiere und Füsiliere der Hammer-Division, verstärkt durch ein pommerches Füsilier-Battillon, traten am 3. Dezember mit Panzerunterstützung aus einer Seenge in Kampfraum nordwestlich Nowell zum Angriff auf starke russische Stellungen an. Es gelang, einen tiefen Einbruch in das feindliche Stellungssystem zu erzielen. Am Abend des Angriffstages war das befohlene Angriffsziel erreicht. In den folgenden Tagen griff der Feind unter Hecanföhrung von Verstärkungen die neugewonnene HKL unter Einsatz starker infanteristischer Kräfte immer wieder an. Alle Angriffe wurden unter schweren Verlusten für den Gegner blutig abgeschlagen. Diese Abwehrkämpfe mussten in einem dem Feind bekannten, unübersichtlichen Hügel- und Waldgelände geführt werden. Frostwetter erschwerte des Eingraben in der gewonnenen HKL. Trotzdem gelang es dem Feinde nicht, auch nur ein Stück des eroberten Geländes wieder zurückzuholen.

Im Einbruchraum Nowell

Als in den letzten Oktobertagen im unübersichtlichen Waldgelände südlich Nowell stärkere sowjetische Verbände durchstossen, wurde der nur stützpunktartig besetzte südliche Teil der HKL einer Heeresgruppe durch Einheiten des Grenadier-Regiments Oberst Lehmann verstärkt. Nachdem durch den tapferen Einsatz der Kompanien des Battallions Hauptmann Kuhr am 31. Oktober eingebröckelte Teile des Feindes aus den Dorfstützpunkten herausgeschlagen worden waren, zog der Gegner starke Panzerkräfte, Artillerie und Salvengeschütze zusammen und trat am 3. November mit massierten Kräften zum Angriff an. Unter dem Einsatz mehrerer Divisionen gelang den Sowjets ein Einbruch auf breiterer Front. Die überflügelt Battallione mussten sich zum Teil unter härtesten Bedingungen durchschlagen. Während dem am weitesten südlich eingesetzten Battallion Hauptmann Kuhr nur mit geringeren Teilen der Durchbruch zu der neugebildeten HKL gelang, marschierte das Battallion Hauptmann Neitzel fast geschlossen mit allem Gerät im Nachtfunkel mitten durch den Feind auf die eigenen Linien zurück. Trotz der schweren körperlichen und seelischen Beanspruchung dieser Nacht traten kurz darauf schon die Grenadiere wieder zum Angriff an und bereiteten einen kritischen Einbruch im Gegenstoss. Für diese hervorragende Haltung wurde das Battallion mit seinem Kommandeur besonders genannt.

In den Abendstunden des 2. November war die Lage kritisch geworden. Trotzdem fingen die eigenen Verbände den hart drängenden Gegner zum Teil in erbittertem Nahkampf auf. Wenn auch in den folgenden Tagen die Feinddivisionen noch örtliche Erfolge erzielen konnten, so gelang ihnen doch trotz Schlachtflieger- und Panzereinsatz an keiner Stelle ein entscheidender Einbruch. 50 Panzer wurden allein bis zum 9. November vor der deutschen Front vernichtet.

Wie aus Gefangenaussagen hervorgeht, wurde vor den Angriffsvorbereitungen ein Befehl des Kommandeurs der dritten Stossarmee verlesen, in dem als Ziel dieses umfassenden Angriffs die Einkesselung der Neweller Gruppierung der Deutschen angedeutet wurde. Der Gegner setzte die ersten Einbruchversuche zur Bildung des zweiten Heibels seiner Zange an. Mit starken Teilen einer Brigade griffen die Sowjets im Schutz dichten Nebels am 2. November die Stellung eines Grenadier-Regiments unter Major Klümmerl an und indes ihm unterstellten Füsilierbattallions an. Nach harten Kämpfen wurden eingedrungene Feindteile vernichtet. Im Feuer aller Waffen brachten weitere Angriffsvorläufe der Bolschewisten unter blutigen Verlusten zusammen.

Leutnant Fritz Hain

Die Welt des Schattenbildes

Röntgenstrahlen heilen viele Krankheiten

Neben Frankfurt, Leipzig und Köln hat die Universität Berlin ein eigenes Ordinarat für Röntgenologie und Radiologie und verfügt über ein eigenes Institut, das mit den modernsten Geräten ausgerüstet ist. Dieser junge Wissenszweig wird heute ganz allgemein von der medizinischen Wissenschaft als selbständiges Fach anerkannt, das sich immer weitere Gebiete der Diagnostik und Therapie erobert und im Kriege von ganz besonderer Bedeutung ist. Über die heutigen Aufgaben der Strahlentherapie gab der Leiter des Universitätsinstituts für Röntgenologie und Radiologie, Prof. Dr. Erik einen umfassenden Bericht.

Als Wilhelm Konrad Röntgen vor nahezu 50 Jahren seine geheimnisvollen X-Strahlen entdeckte, die durch den Menschen hindurchgingen, ihn gewissermassen transparent erscheinen liessen und bisher Unsichtbares sichtbar machten, stiess er damit ein neues Tor wissenschaftlicher Erkenntnis weit auf und leitete eine neue Epoche medizinischer Forschung ein, die sich längst über den ganzen Erdball unendlich segensreich ausbreitet hat. In doppelter Hinsicht war damit der Wissenschaft eine neue, entscheidende Waffe im Kampf gegen die Feinde der Volksgesundheit in die Hand gegeben. Alle Krankheiten, die sich im Innern des Körpers abspielen und bisher dem Auge des Arztes verborgen blieben, waren mit Hilfe der Röntgenstrahlen sichtbar geworden. Mit der Erkenntnis und Feststellung der Krankheit aber war auch der Weg zu ihrer Bekämpfung und Heilung gewiesen. Es erwies sich aber sehr bald, dass die neuen Röntgenstrahlen nicht nur der Erkenntnis und Feststellung der Krankheit dienlich, sondern auch

der Heilung. Schon ein Jahr nach ihrer Entdeckung wurden die Röntgenstrahlen auch als Heilmittel verwandt.

Röntgenstrahlen sind Lichtstrahlen von kürzerer Wellenlänge, so dass sie unserer Sinneswahrnehmung entgehen. Sie liefern uns aber von allem, auf was sie treffen, zwar keine plastischen Bilder mit klaren, scharfen Konturen, sondern Schattenbilder, die alles in eine Ebene projiziert wiedergeben. Diese Schattenbilder sind zunächst das grosse Geheimnis des Röntgenologen. Denn im Schattenbild ist durch die Projektion in eine Ebene alles verzerrt, und es bedarf einer besonderen Kunst, dieses Röntgen-Schattenbild richtig zu lesen und zu entziffern. Was zum Beispiel im Schattenbild als eine dünne Linie oder ein Kreis erscheint, ist durchaus kein Kreis oder Linie. Es kann vielmehr ein vielgestaltiger plastischer Körper sein, der nur deshalb als Linie erscheint, weil die Strahlen ihn nur von einer Seite treffen und deshalb als eine Linie projizieren. Ausserdem werden die Strahlen verschieden stark absorbiert, so dass die durchleuchteten Körper verschieden hell oder dunkel erscheinen und sehr unterschiedlich sichtbar sind. Dem Röntgenologen stellt sich nun die schwierige Aufgabe, dieses geheimnisvolle Schattenbild sicher und einwandfrei zu entziffern, was häufig erst nach weiteren drei bis sechs Aufnahmen von verschiedenen Seiten möglich ist. Aus einer Aufnahme kann sich der Arzt niemals eine plastische Vorstellung machen. Heute wird nicht mehr an Filmmaterial gespart, es werden, um ein krankes Organ richtig erkennen zu können, Aufnahmen von allen Seiten gemacht. Mit Hilfe modernster Zielgeräte, mit denen man

in schneller Folge die Aufnahmen «schiesens» kann, werden heute solche Aufnahmeserien gemacht. Ein wichtiges Hilfsmittel zur genaueren Feststellung ist ferner die Schichtaufnahme, die den Körper gewissermassen in mehrere Schichten zerlegt und auf diese Weise so nahe an das krankhafte Organ herankommt, dass es gut und plastisch sichtbar wird. So wird eine Caverne in der Lunge erst dann deutlich sichtbar, wenn man die Lunge mit dem Objektiv der Kamera abtastet. Erst wenn man die Schicht trifft, in der die Caverne sitzt, wird sie im Röntgenbild deutlich sichtbar. Infolge der verschiedenen Absorption der Strahlen wird eine ganze Reihe von Organen, die der Arzt wohl gerne sehen möchte, im Röntgenbild unsichtbar bleiben, wie Speiseröhre, Gallenblase, Gehirn usw. Hier hilft man sich in der Weise, dass die betreffenden Organe mit möglichst undurchlässigen Mitteln, den sogenannten Kontrastmitteln, gefüllt werden, die dann eben infolge der Undurchlässigkeit die Organe sichtbar werden lassen. So kann der Arzt z.B. heute ein Magengeschwür genau erkennen und sogar seinen Sitz, Grösse und Form aus dem Bild bestimmen. Nebenhöhlen des Gehirns werden in der Weise sichtbar gemacht, dass Hirnflüssigkeit abgelassen und Luft eingeführt wird, die dann die Höhlen klar sichtbar werden lässt. Wie wichtig die Röntgen-Diagnostik im Kriege ist, wird ohne weiteres klar, wenn man bedenkt, dass es mit Hilfe der Röntgenstrahlen ohne Mühe möglich ist, die Lage eines Geschosses im Körper genau zu ermitteln, da das Geschoss die Strahlen nicht durchlässt und daher deutlich in der Aufnahme sichtbar ist.

Röntgenstrahlen als Heilmittel

Wie schon gesagt wurde, hatte man, zunächst noch im vorsichtig tastenden Versuch, schon ein Jahr nach ihrer Entdeckung, die Röntgenstrahlen therapeutisch ange-

wandt. Ihre heilende Wirkung war früh erkannt worden. Heute sind vor allem bei der Behandlung böser Geschwülste die Röntgenstrahlen der Chirurgie nahezu ebenbürtig. Wo man mit Strahlen heilen kann, braucht der Chirurg nicht zu schneiden, zumal durch die Strahlentherapie das Organ unverletzt erhalten bleibt. Die Strahlen haben hier vielfach das Messer völlig verdrängt. Auch bei Haut- und Bluterkrankungen werden Röntgenstrahlen mit gutem Erfolg angewendet.

Bei den meisten bösartigen Geschwüsten, besonders dem Krebs, ist eine Behandlung und Heilung mit Röntgenstrahlen fast immer möglich, wenn sie früh genug erkannt werden und früh genug zur Behandlung kommen. Aber sogar bei schwierigen und schon weit fortgeschrittenen Krebsen hat die Röntgen-Therapie noch eine glatte Heilung erreichen können. Es kann aber gerade hier nicht genug davor gewarnt werden, Geschwulsterkrankungen niemals anstehen zu lassen, sondern sofort einen Arzt aufzusuchen, damit die Erkrankung früh richtig erkannt und behandelt werden kann. Nur dann ist eine gefahrlose und sichere Heilung möglich. Kehlkopfkrebs, Stimm-, Lippen-, Augen-, Wangen- oder Zungenbandkrebs, Krebs der Schleimhäute oder auch Brustkrebs werden heute durchweg nur noch mit Röntgenstrahlen behandelt und immer dann glatt geheilt, wenn der Kranke früh genug zum Arzt kommt. Solche Krebsarten werden gar nicht mehr chirurgisch angegangen. Wenn man bedenkt, dass die Statistik ausgewiesen hat, dass jeder siebente Mensch, der stirbt, an Krebs stirbt, vermag man die Bedeutung dieser Krebsbehandlung durch Strahlen erst in ihrer ganzen Bedeutung zu ermessen. Die Strahlenbehandlung eines früh genug erkannten Krebses dauert drei bis vier Wochen bis zur völligen Verheilung. Diese Heilung gilt im allgemeinen als Dauerheilung, wenn innerhalb von fünf Jahren kein neuer

Krebs nachkommt, was höchst selten der Fall ist. Weit schwieriger ist die Strahlenbehandlung bei Magen- und Darmkrebs. Hier hat auch heute noch die Chirurgie das Vorrecht. Auch bei Blutschwämmen, die häufig bei Kindern auftreten, werden die Strahlen erfolgreich angewandt. Fast immer gelingt es, nach einer Bestrahlung von wenigen Sekunden den Blutschwamm zum Verschwinden zu bringen.

Gefahren der Röntgenstrahlung

Sowohl die Röntgendiagnostik wie auch die Röntgenstrahlung sind nicht gefahrlos für den Arzt und das technische Personal. Röntgenstrahlen können Gewebe zerstören. Das ist gut und richtig, wo sie dazu benutzt werden, um krankes Gewebe zu zerstören, schädlich aber, wo sie gesundes Gewebe treffen. Deshalb sind heute weitgehende Schutzmassnahmen durchgeführt, die nicht nur den Patienten, sondern auch den Arzt und das technische Personal so gründlich vor den Strahlen schützen, dass sie keinen Schaden nehmen können. Sorgfältige Dosierung ist bei der Behandlung heute Voraussetzung, dass eine allzu intensive Bestrahlung die Haut verbrennen würde. In ähnlicher Weise wie Röntgenstrahlen werden heute auch die Gammastrahlen des Radiums zu Heilzwecken verwandt. In diesen Fällen wird das Radium nur in starken Metallgefässen mit dem Menschen in Berührung gebracht, die eben nur jene zu Heilzwecken verwendeten Gammastrahlen durchlassen. Strahlen heilen, wenn der Mensch sie bezähmend bewacht.

Adolph Heuer
Herausgeber: Propaganda-Kompanie
Feldpostnummer 17007
Hauptgeschäftsleiter: Leutnant Otto Sasse
Stellv. Hauptgeschäftsleiter: Sonderführer (2) Fritz Redlich
Einsendungen sind zu richten an die Feldpostnummer 17007
Erscheinungsweise sechsmal wöchentlich.

Eine seltsame Geschichte von Rolf Brandt:

Der Rosenstock von Cintra

Diese Geschichte hat sich so wie ich sie erzählt will, auf der zauberhaft schönen Halbinsel Cintra ereignet, und die Zeitungen in Lissabon haben sie berichtet.

Freilich glaube ich, dass man sie im westlichsten Europa unter einem blauen, immer strahlenden Himmel, beim Geruch der Zitronenblüten und dem violetschimmernden Glanz der Rhododendronbäume, die in Cintra ganze Wälder bilden, leichter als beglaubt hinnehmen kann als in unserem kühlen nördlichen Heimatlande.

Der Rosenstock von Cintra wuchs vor einem kleinen Liebespavillon, der an den Hängen des Montserrat stand, der sich eine halbe Stunde von der Halbinsel Cintra entfernt steil und dunkel in die silberne Mondnacht emporreckt. Das kleine Haus war schon alt, aber eine reiche Schauspielerin, die in Lissabon eine grosse Rolle gespielt hat, erwarb das Anwesen und liess es zu einem Schlupfwinkel für Liebesstunden ausbauen. Die Schauspielerin war eine Fremde, und es ist nicht festzustellen, woher sie eigentlich stammte. Aber sie hatte grossen Erfolg und scheinbar sehr reiche Verehrer, denn sie lebte in dem Stil einer grossen Dame aus vergangenen Jahrhunderten.

Nach einiger Zeit liess sie unweit des kleinen Hauses, das nur aus einem Raum bestand, eine grössere Villa aufbauen in dem grossartigen Manuelstil, in dem auch das Schloss Penna in Cintra einmal gebaut worden war. Für diese Villa musste Personal gehalten werden, und die Schauspielerin engagierte ein altes Gärtnerpaar, das einen siebzehnjährigen Sohn hatte, der auch mit zur Bedienung gehörte. Sie selbst kümmerte sich wenig um ihr Besitztum, nur das kleine Haus liebte sie zärtlich.

Vor dem einzigen Fenster, das über blühende Mandelbäume, die wie rosa Wolken vor dem Abhang hingen, nach dem Meere blickte, stand ein uralter Rosenstock, eine Kletterrose, wie sie heute wohl nicht mehr in Portugal gezogen wird. Gewaltige Äste schlangen sich über das Dach des Hauses, und im Frühling waren die Blüten so dicht, dass es im Innern des mässig grossen Zimmers betäubend nach Rosenduft roch.

Hier verlebte die Schauspielerin ihre Erholungstunden, und es scheint, dass sie manchem Liebhaber das kleine Paradies mit der Aussicht auf den Atlantischen Ozean und mit der Aussicht auf rosen- und liebduftende Träume gezeigt hat. Was immer sie auch in ihrem leichtsinnigen Leben für Eigenschaften zeigte, das eine steht fest nach allen Berichten, dass sie eine leidenschaftliche Blumenliebhaberin war. Sie pflegte den Rosenstock persönlich, verschnitt die allzu üppigen Ranken, sorgte für gute Bewässerung und dafür, dass der Stamm sich so gut entwickelte, wie es auf dem steinigen Boden möglich war. In der Zeit, in der die Schauspielerin das Anwesen besass, entwickelte sich der Rosenstock so wundersam, wie er in seiner ganzen langen Vergangenheit noch nicht geblüht hatte. Sie besorgte, wie schon gesagt war, die Pflege fast ganz allein und duldete auch sonst keine Hilfe in dem verschwiegene Häuschen.

Nur den jungen Sohn ihrer Gärtnerleute, er hiess José, nahm sie zuweilen mit und lehrte ihn den Rosenstock pflegen. Sie musste ihm auch noch andere Dinge gelehrt haben, denn der junge Mensch, der von leidenschaftlichem und schwärmerischem Wesen war, wartete geradezu fieberhaft auf die

Tage, da die Schauspielerin wieder aus Lissabon, nach ihrem Paradies zurückkehren würde. Er studierte, was ihm sicher nicht leicht gefallen ist, genau den Spielplan des grossen Theaters in Lissabon, wo die Besitzerin des kleinen Hauses und seiner grossen Liebe fast jeden Tag das Publikum zu Beifallsstürmen hinriss.

Wie nun die Heroine dem knabenhaften Gärtner ihre Liebesabenteuer verschwiegene hat, geht aus den Berichten nicht hervor. Jedenfalls, eines Tages, als Esmeralda mit dem schweren Wagen noch in der Nacht nach ihrem Auftreten aus Lissabon abgehirt war — der Weg nach Cintra nimmt kaum mehr als eine halbe Stunde in Anspruch —, ereignete sich das furchtbare Verbrechen. Die Schauspielerin blieb nämlich verschwunden, und als sie nach drei Tagen zu der sehr wichtigen Probe eines neuen Bühnenwerkes nicht wieder erschien, begann man sich in der Hauptstadt um ihr Schicksal zu sorgen, zumal die Kollegen und der Direktor wussten, dass sie sonst die Pünktlichkeit selber war.

Ein ganzes Heer von Detectiven wurde aufgeboten, und schliesslich bemächtigte sich die Presse des Falles, die Polizei setzte hohe Belohnungen aus, bevor noch vierundzwanzig Stunden verflossen waren. Aber ehe noch der nächstliegende Schritt getan werden konnte, nämlich eine polizeiliche Durchsuchung der Villa in Cintra und schliesslich des kleinen abgelegenen Häuschens in den Bergen — meldete sich ein junger Bursche

sich den letzten Schmerz zuzufügen, wie er sich ausdrückte.

Etwa zehn Meter vor dem Haus sei er auf dem schmalen Felsweg gestrauchelt, ein paar Steine hätten sich gelöst und seien in die Tiefe gerollt, so dass ein dumpfer Lärm durch die Stille der Mondnacht ging. Er habe sofort erschrocken eingehalten, da sei es ihm gewesen, als ob aus der Tür, die auf eine kleine Plattform führte, die auf das Meer blickte, der Schatten eines Mannes fortgeglitten sei.

Er habe gewartet, da sei in dem Türhaken, durch die ein breiter Lichtstrom in die Dunkelheit floss, die Gestalt seiner Geliebten erschienen. Er habe deutlich ihr weisses, langes Nachtgewand erkannt. Da sei er vorwärts gegangen und habe das kurze Gärtnermesser, das er bei sich führte, fest umklammert. Er habe die paar Schritte wie in einem grossen Sprung durch die Tür und der weissen Gestalt das Messer in die Brust gestossen. Dabei sei die Schauspielerin nach hinten gesunken, und er habe ihr in unsinniger Wut, die sich immer mehr verstärkte habe, noch eine grosse Anzahl von Stichen beigebracht.

Danach sei er plötzlich völlig nüchtern geworden. Er habe eingesehen, dass seine Liebe ein Wahnsinn gewesen sei, weil die Frau ja sich nur über ihn lustig gemacht haben könne. Sie sei älter, reicher, grossartiger als er, der kleine Gärtner, gewesen, mit dem sie gespielt habe. Er habe blitzschnell gedacht, und ohne dass er eigentlich einen Entschluss gefasst habe, seien seine Hände schon dabei gewesen, der toten Frau die Ringe von den Fingern abzuziehen. Er habe ganz kalt gedacht, dass ihm kein anderer Ausweg als Flucht in das Ausland bliebe, dass er zu dieser Flucht Geld brauche, und dass niemand ihn selbst als Verbrecher über-

führen könne, zumal er genug Zeit haben würde, irgendwo unterzutauchen. Der Verdacht würde auf den reichen Liebhaber der Frau fallen, und bis alles geklärt sei, wäre er in Sicherheit gewesen. Er habe nicht die Absicht gehabt, sein Leben hinzugeben, weil ihn eine verwöhnte und siegesgewohnte Frau als Spielzeug benutzt habe. Er habe den blutigen Dolch aus der Hand gelegt auf den Tisch, der in der Mitte des Zimmers stand, und habe geplant, alle Spuren seiner Tat zu verwischen, die Leiche aus dem Häuschen zu schleppen und irgendwo in einem der Seitentäler unter Felsstücken zu verbergen. Dann war jede Spur für längere Zeit gelöscht.

Während er sich nun über die Tote beugte, habe es plötzlich laut und hart an das Fenster geklopft. Er sei zusammengefahren, habe sich umgeblickt, aber niemand sei erschienen. Da habe er sich wieder an seine bittere Arbeit machen wollen. Kaum aber habe er die Tote berührt, da sei wiederum hart wie von Höllehand an das Fenster geklopft worden. Er sei aus dem Hause gelaufen, um zu sehen, um was es sich handle. Ein starker Windstoss vom Meer sei ihm entgegen geschlagen, und ehe er es habe verhindern können, sei die Tür in seinem Rücken mit lautem Ton zugeschlagen. Er habe keinen Schlüssel besessen. Da habe er gewusst, dass er ein Gefangener seiner Tat sei. Er habe versucht, mit ausserster Kraftanstrengung die Tür zu sprengen, aber sie habe seinen Anstrengungen um keinen Zoll nachgegeben. Drinnen lag die Tote, und drinnen lag sein Messer, dessen Besitzer die Polizei von Cintra ohne weiteres würde feststellen können. Er hatte keine Zeit mehr, zu fliehen. Man würde die Tote finden, und man würde den Mörder finden. Er habe noch versucht, durch das Fenster einzudringen, — da habe ihn der Rosenstock blutig gerissen, was man dem Mörder noch bei seinem Geständnis ansah. Er habe jetzt auch begriffen, während er in sinnloser Wut an den dichten dornigen Zweigen zerte, dass der Rosenstock das herrliche Klopfen am Fenster verursacht habe.

«So hat der Rosenstock dich verhaftet», sagte der Kommissar.

Der Täter sprach bis zu seinem Ende, auch während der Gerichtsverhandlung, die ihn zum Tode verurteilte, kein Wort mehr.

wieder hoch, und als er sich ausgezogen hatte, war er der gleiche, der er früher gewesen war.

Als er nun sein Vorhaben ausführte und die Elfenschuhe seiner jungen Frau zur Hochzeit schenkte, da standen sie ihr herrlich, und das Kleid, das ihr mit den Zauberingen von selbst dazu anwuchs, gefiel allen Leuten ausnehmend. Es war aber auch an dem, dass sie den Elfen ähnlich wurde; ein wenig kleiner und zarter als die Menschenkinder sah sie aus, und doch so lieblich, dass ihre Schönheit bald weit und breit gerühmt wurde. Odde Busch freute sich darüber, sogar der König lud die beiden des öfteren zu Hofe; die junge Frau galt bald als die Schönste im ganzen Land.

Nach einer Weile aber wurden sie beide des Gehabes und Rühmens überdrüssig, sie wollten lieber nur füreinander leben; insbesondere wünschten sie sich von Herzen kleine Kinder, die blieben ihnen, so schien es, versagt, solange die Frau die Gestalt der Elfen trug. Ja, eines Tages wurde ihnen so recht unheimlich zu Sinn; sie beschlossen, sich der Schuhe, die sie hatten, ganz zu entledigen und sie den Eigentümern wieder zukommen zu lassen. Es war, als würde es nicht anders mit ihnen, solange die zierlichen Dinger ihnen auch nur nahe waren.

«Gib sie dem Pferdehändler zurück», rief die junge Frau, und der Mann steckte sie zu sich, um sie dem Elfenkönig auszuhandeln. Aber gerade an dem Tag hatte der Alte allerhand Einwendungen gegen einen Schimmel, den Odde Busch ihm verkaufen wollte, es hing Streit in der Luft, und der Händler fand es nicht gut, von anderen Dingen zu reden.

Nun traf er bei der Heimkehr den Igel Stickelpickel, der jeden Abend um sein Haus strich, und weil er die Schuhe auch nicht zurückbringen mochte, rief er scherzend den Alten zu sich. «Du hast doch eine hübsche Frau?» fragte er ihn.

«Gewiss», sagte Stickelpickel und spitzte die Ohren.

«Ich will dir ein Paar Schuhe für sie mitgeben, richtige Elfenschuhe, die werden ihr gut stehen.»

Nun, der Igel wusste nicht, wie er zu der Ehre kam, aber es gefiel ihm doch sehr, dass die Menschen sich nun auch um seine Frackmitten, die sonst immer barfuß lief. Er bedankte sich also, ging seines Weges, suchte sein Weib und brachte ihr die kleinen Schuhe.

Mutter Stickelpickel war noch misstrauisch; sie wollte durchaus wissen, wo ihr Mann so vornehme Sachen gekauft hatte. Er musste ihr die Wahrheit sagen, sie hätte sie sonst gar nicht erst angezogen, sondern sie lieber zum Kaufmann zurückgebracht um sich das Geld wiedergeben lassen. Aber wie sie umsonst waren, zog sie endlich die beiden Schuhe über die Vorderfüsse, und so gleich passten sie ihr auch. Was indes noch viel schöner war, sie war auf einmal so hübsch, dass Vater Stickelpickel dreimal um sie herumging und es gar nicht glauben konnte, dass er eine so ansehnliche junge Frau hatte; er nahm sich vor, immer freundlich und höflich gegen sie zu sein und ihr alle Wünsche an den Augen abzulesen.

Er war indes bald nicht mehr der einzige, der sie bewunderte. Da kamen mehrere seines Volkes zusammen, und auch der Igelkönig hörte davon und bestellte die beiden an seinen Hof — der lag gar nicht so weit entfernt, wie man wohl denkt. Die Frau aber dünkte sich wunder, wer sie sei.

Als er nun die Einladung zu seinem König erhielt, da geriet Stickelpickel in Sorge, was danach geschehen würde. Er laurierte Odde Busch an anderen Abenden auf, klagte und fragte ihn, wie er seine Frau von ihrem Hochmut heilen könne.

«Ganz einfach», knurrte er, «zieh doel selbst die Schuhe an.»

Der Rat gefiel Stickelpickel ausnehmend als seine Frau schlief und die Schuhe vorn Bett standen, machte er sich ans Werk und streifte sich selbst die Dinger über, vielleicht dass auch er jünger würde, als er war. Die Igelin erwachte darüber, sie war auf einmal alt und hässlich, und Stickelpickel wunderte sich, wie er solch verschrumptes Runzelgesicht gern haben konnte. Denn er selbst fühlte sich jung, er hätte tanzen und singen mögen. Und auch die Frau sah ihm mit Wohlgefallen an. Sie wusste ja noch nicht, dass sie selbst sich verwandelt hatte, und pfiff einige Male so recht zärtlich, um ihm dem Mann ihre Liebe zu zeigen.

Aber Stickelpickel war ein unhöflicher Bursch, er wandte ihr mit einem abscheulichen Wort den Rücken und nahm sich vor, allein in den Mondschein zu gehen; der Rat des Händlers war gut gewesen, alle Leute sollten sehen, dass auch er noch ein ansehnlicher Bursch war.

Die Frau aber folgte ihm, und als er e hörte und eiliger lief, mühte auch sie sich ihn einzuholen. Es wurde ein rechter Wettlauf zwischen den beiden.

Nun war in der Nacht Odde Busch wieder unterwegs, um dem Fremden ein Pferd zu verkaufen. Es war diesmal kein schönes Tier, er wusste es selbst, aber er hatte kein anderes, und der Unbekannte brauchte immer noch mehr. Waren sie schon in der letzten Nacht uneins gewesen und verdriesslich auseinandergelaufen, diesmal ging es noch heftiger zu, denn der Händler war schlagerlich und liess sich keine Vorwürfe machen. Endlich begann der Elfenkönig zu drohen, sagte, sie hätten ja noch etwas anderes zu verrechnen und was aus den Schuhen geworden sei, die er, Odde Busch, am Tanzabend habe mitgehen heissen.

Gerade als sie darüber redeten, kamen Stickelpickel und seine Frau vorüber; es sah im Mondschein sehr drollig aus, wie sie so hintereinander hertröteten.

Die Elfen haben das schwarze, stachelige Volk nicht gern. Als Stickelpickel, der Odde Busch erkannt hatte, geradeswegs auf ihn zueilte, um ihn zu Hilfe zu rufen, und die Frau ihn dabei verfolgte, versuchte der Elfenkönig, ihn aus dem Weg zu stossen. Dabei traf er den Igel so heftig, dass ihm gleich die Zauberdinger von den Füssen fielen.

«Da du nach den Schuhen fragst», brummte Odde Busch, «du brauchst sie nur aufzusammeln!»

Da wurde dem Fremden unheimlich, er meinte ja, der Händler hätte sie in dem Augenblick herbeigezaubert.

«So war's nicht gemeint», sagte er, hob die Schuhe auf und besah sie sich von allen Seiten. «Wenn du willst, kannst du sie behalten.» Aber Odde Busch nahm das Pferd beim Halfter und tat, als wollte er von dannen gehen. «Lass den Gaul hien», schrie der Fremde und warf ihm mit einem Fluch den Beutel mit Goldstücken zu, «da hast du, was du brauchst.» Und er führte fluchend das Tier in den Berg.

Ein ganzes Heer von Detectiven wurde aufgeboten, und schliesslich bemächtigte sich die Presse des Falles, die Polizei setzte hohe Belohnungen aus, bevor noch vierundzwanzig Stunden verflossen waren. Aber ehe noch der nächstliegende Schritt getan werden konnte, nämlich eine polizeiliche Durchsuchung der Villa in Cintra und schliesslich des kleinen abgelegenen Häuschens in den Bergen — meldete sich ein junger Bursche



auf der Polizeiwache und gab unumwunden zu, dass er die Schauspielerin ermordet habe.

Der Bursche, der sich Don José nannte, war völlig verstört. Aber nachdem man ihm ein Glas Wein gereicht hatte, legte er ein umfassendes und hemmungsloses Geständnis ab, das um so glaubwürdiger wirkte, weil man ja seine Angaben nachprüfen konnte. Der Bursche sagte, er habe in jener Marnacht, in dem er das Verbrechen beging, die Gewissheit empfangen, dass ihm seine Geliebte — er sagte Geliebte, obwohl es ihm der Kommissar, der ihn vernahm, mehrmals verboten — mit einem reichen Weingutsbesitzer, einem Marchese, betrog. Er sei zu dem kleinen Pavillon gegangen, trotz des Verbots von Esmeralda, sich dem Häuschen in dieser Nacht zu nähern — ein häufiges Verbot, das er sonst folgsam eingehalten hätte —, um

sich den letzten Schmerz zuzufügen, wie er sich ausdrückte.

Etwa zehn Meter vor dem Haus sei er auf dem schmalen Felsweg gestrauchelt, ein paar Steine hätten sich gelöst und seien in die Tiefe gerollt, so dass ein dumpfer Lärm durch die Stille der Mondnacht ging. Er habe sofort erschrocken eingehalten, da sei es ihm gewesen, als ob aus der Tür, die auf eine kleine Plattform führte, die auf das Meer blickte, der Schatten eines Mannes fortgeglitten sei.

Er habe gewartet, da sei in dem Türhaken, durch die ein breiter Lichtstrom in die Dunkelheit floss, die Gestalt seiner Geliebten erschienen. Er habe deutlich ihr weisses, langes Nachtgewand erkannt. Da sei er vorwärts gegangen und habe das kurze Gärtnermesser, das er bei sich führte, fest umklammert. Er habe die paar Schritte wie in einem grossen Sprung durch die Tür und der weissen Gestalt das Messer in die Brust gestossen. Dabei sei die Schauspielerin nach hinten gesunken, und er habe ihr in unsinniger Wut, die sich immer mehr verstärkte habe, noch eine grosse Anzahl von Stichen beigebracht.

Danach sei er plötzlich völlig nüchtern geworden. Er habe eingesehen, dass seine Liebe ein Wahnsinn gewesen sei, weil die Frau ja sich nur über ihn lustig gemacht haben könne. Sie sei älter, reicher, grossartiger als er, der kleine Gärtner, gewesen, mit dem sie gespielt habe. Er habe blitzschnell gedacht, und ohne dass er eigentlich einen Entschluss gefasst habe, seien seine Hände schon dabei gewesen, der toten Frau die Ringe von den Fingern abzuziehen. Er habe ganz kalt gedacht, dass ihm kein anderer Ausweg als Flucht in das Ausland bliebe, dass er zu dieser Flucht Geld brauche, und dass niemand ihn selbst als Verbrecher über-

Hans Friedrich Blunck:

Die Elfenschuhe

Da war einmal ein Händler mit Namen Odde Busch. Er war jemand, der sich auf Pferde verstand, kaufte und verkaufte die Tiere im Land und sorgte, dass des Königs Heer wohl ausgerüstet blieb. Dabei hatte er einen guten Namen, war ein frischer und unternehmender Bursch und gewann schliesslich ein wackeres Mädchen lieb, dessen Vater beim König hoch in Ansehen stand.

Nun kam dem Mann einmal, als er spät-abends nach Hause ritt, ein Unbekannter entgegen, der sprach ihn an, fragte, was er bei sich verkauft hätte und sagte schliesslich, auch er könne Pferde brauchen, und wenn Odde Busch etwas Rechtes habe, möge er sie nur am Elfenberg um Mitternacht durchführen. Er werde sie gut bezahlen.

Dem jungen Händler war ein wenig unheimlich, aber Furcht konnte er nicht. Auch wäre er dem Sonderbaren gerne weiter auf der Spur geblieben. Er ritt deshalb wirklich am anderen Tag mit einem Fuchshengst, den er verkaufen wollte, dahin, wo nach Meinung der Leute das Tor zu den Elfen öffnete, traf den Fremden, der schon auf ihn wartete, und verhandelte ihm das Tier.

Das geschah nun einige Male, und Odde Busch wurde neugierig, woher der Alte wohl komme und wohin er die Pferde reite. Er brachte deshalb das Gespräch auf Ställe und Wege und bemerkte, er würde den Herrn einmal besuchen, wenn er nur wüsste, wie man zu ihm gelange. Ob er ihn begleiten dürfe?

Aber der Elfenkönig — der war der Fremde — schien dem Händler seinen Stall und Hof nicht gern zu weisen. «Wenn du die Meinen feiern sehen und eins mittrinken willst, dann werde ich es dir vermitteln», sagte er, «du musst nur deine Schuhe wechseln, ehe du eintrittst.»

Wohin er denn kommen solle?

«Ich geb dir Bescheid!»

Nun, der Mann hatte eigentlich die Pferde des andern sehen wollen. Aber schliesslich wollte er auch nicht unfreundlich sein und fragte, wann er sich bereithalten solle. «Morgen nachts», sagte der Fremde.

Am anderen Abend — es war ein schlimmes Regenwetter — wartete der Händler, dass er ein Zeichen bekäme, aber es geschah nichts. Als es auf Mitternacht ging und er immer noch nichts vernommen hatte, glaubte er sich genarrt und wollte sich zur Ruhe begeben. Kaum hatte er die Stiefel ausgezogen, begannen sie, sich unters Bett zu schieben; er sah zu seinem Erstaunen, dass der Boden sich geöffnet hatte, und als er

hinabstieg, war er in einem halbhellen, geölhten Gang. Dabei liefen die Stiefel immer vor ihm her, es war eine dumme Sache, dass er sie zu früh abgetan hatte. Endlich öffnete sich eine Tür, ein grosser Saal leuchtete vor Odde Busch auf, und er sah ein Völkchen schöner Frauen und würdiger Männer. Der Mann sah zugleich, dass ein Diener einigen Gästen Tanzschuhe reichte, die schmiegt sich jedem Fuss an. Auch er bekam ein Paar, und kaum hatte er sie angezogen, da wurde er gewahrt, dass er gleich den andern gekleidet war und sich nur wenig von ihnen unterschied.

Nun, Odde Busch hatte Lust, mitzutanz, das Fest gefiel ihm. Er tat, als wisse er schon lange um das kleine Volk Bescheid und bat einmal hier, einmal da ein hübsches Fräulein zum Walzer. Dabei sah er sich um; der Saal war herrlich geschmückt und war voll goldener Balkone, voll Blumengesimsen wie ein Königsschloss, er möchte wohl öfter Gast der Elfen sein.

Schliesslich dachte Odde Busch aber doch mit schlechtem Gewissen an seine Braut, er wusste nicht, wie er ihr von seinem Abenteuer berichten sollte. Am besten wäre es, ihr ein Geschenk mitzubringen — die Elfenschuhe zu schenken. Er liess also seine Stiefel stehen und trat in den Schuhen, die man ihm gereicht hatte, den Rückweg an. Er kam auch richtig unter seinem Bett

.....

Lieder der Heimat

VON HAUPTMANN K. SCHWARZBECK

*Die Augen sehen nicht die muntren Quellen
Und auch die Berge nicht im Sonnenlicht,
Die uns in Kindertagen lustige Gesellen,
Hier in der Fremde leuchten sie uns nicht.*

*Vom Stahl zerrissen sind die brachen Felder,
Das karge Korn zerbrach im Sturm der Zeit,
Stumm fliesst der Fluss durch Sumpf und
weite Wälder,
Durch unverstandne, fremde Einsamkeit.*

*Doch wenn wir singen, läuten Heimatglocken
Aus kleinen Liedern, die uns lieb und traut,
Dann singt der Wald, dann scheint der
Sumpf uns trocken.
Oh dankbar Herz, dann hast du heimge-
schaut!*

Eine Kaffernerzählung aus unserer alten Kolonie Deutsch-Südwest: Wie man's macht, ist's falsch

Die Kaffern haben einen recht ansehnlichen Schatz von unterhaltenden Geschichten. Unter anderem kennen sie auch die Gestalt des Menschen, der gern die andern an der Nase herumführt, den Schelm, den Till Eulenspiegel, den sie aber Chuveane nennen.

Als Chuveane jung war, erzählen sie, da hütete er die Herden seines Vaters. Und wenn er heimkam und Auskunft geben sollte, wo er geweidet hatte, da sagte er: «Am Streifenhügel.» Nun kannte niemand den Streifenhügel, aber man dachte, der Junge hat sich in eine unbekanntere Gegend aufgemacht, den weiten Weg nicht gescheut und gutes Weideland gefunden, denn seine Herde war satt, rund und glatt.

Der Streifenhügel aber war nichts anderes als ein Zebkakadaver, der am Rande der Steppe lag. Eines Tages aber, als Chuveane wieder zu dem Streifenhügel kam, da platzte der Kadaver, der nun schon in der Hitze hoch aufgetrieben war.

Als Chuveane an diesem Abend heimkam und gefragt wurde, wo er geweidet hatte, da erwiderte er: «Am Bruchhügel.» Die andern schüttelten den Kopf und wussten mit solcher Auskunft nichts anzufangen. Einige andere junge Burschen aber baten Chuveane, ihnen doch seine Weideplätze zu zeigen. Freundlich und gefällig sagte er: «Gern, kommt morgen mit mir.» Am andern Morgen zogen sie alle zusammen mit ihren Herden zu dem Zebkakadaver. «Hier ist der Streifenhügel», sagte Chuveane. Da gingen alle an zu lachen. Und lachend fragten sie: «Und wo ist der Bruchhügel?» Da antwortete Chuveane ernsthaft: «Seit der Kadaver gestern zusammensank, ist es der Bruchhügel.» Nun aber wurden einige von ihnen böse und zankten mit ihm:

«Chuveane», sagten sie, «du bist doch kein Kind mehr! Solch gutes Wild hättest du uns doch ansagen müssen. Welch Braten hätte das gegeben!» Das Wasser lief ihnen im Munde zusammen und sie wurden noch ärgerlicher. «Das nächste Mal, wenn du wieder ein totes Tier findest, dann deckst du es sofort mit Zweigen zu und kommst gleich ins Dorf, es uns anzusagen. Verstehst du, Chuveane?»

«Ja», sagte Chuveane geduldig. Und dann gingen die anderen nachhause.

Am Tage darauf fand Chuveane ein kleines totes Vögelchen, so lang wie ein kleiner Finger. Da riss er Zweige von den Akazien, deckte es zu und lief ins Dorf, schon von weitem schreiend: «Welch ein Fest steht uns bevor! Kommt alle mit, freut euch, ein Braten ist da. Gut zugedeckt liegt er auf mei-

ner Weide. Kommt und seht, kommt und holt ihn. Und ihr, Weiber, bereitet alles zum Braten vor!»

Da lief und sprang das ganze Dorf, die Weiber rüsteten ein grosses Feuer und legten die Bratspieße zurecht, die Kinder stimmten lustige Lieder an und die Mädchen steckten sich Blumen in das Haar.

Von weitem schon sahen die Männer die grossen Zweige zu einem Hügel gehäuft. «Sicher ein grosses Wild!» riefen sie und rannten mit neuen Kräften. — Dann fanden sie das kleine Vögelchen. Erst wollte sie nun Chuveane verprügeln, dann aber zuckten sie mitleidig die Achseln. «Er ist nährisch, er kann nichts dafür», sagten sie. Chuveane narrete sie aber noch manches Mal, bis sie es liessen, ihn zu behelligen.

Börries Freiherr von Münchhausen: Das Zettelchen der Schwester

Diese kleine Geschichte spielt in Itzehoe im Beginn der fünfziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts. In dem dortigen adeligen Damenstift war ein dänischer Amtssekretär aus Kiel mit seiner Frau und seinen beiden Kindern zu Gast.

An einem warmen Frühlingstage sagte der Vater: «Fritz, nun gehe mit Schwesterchen ein bisschen in den Park, aber pass gut auf Emma auf, dass sie nicht in den Teich fällt!»

Der kaum Zehnjährige sah voll Stolz auf das zarte Mädchen, das im weissen, gestärkten Kleidchen fein und lieblich neben ihm stand: «Aber, Vater, ich bin doch Emmas Ritter, ich schütze sie schon!»

Und die Kinder gingen in den Park, während der Vater bei den in taftenden Kleidern rauschenden Stiftdamen auf der Veranda Platz nahm.

Die Kinder wanderten durch den Park. Der kleine Junge sagte: «Emma, wenn ich gross bin, werde ich ein Dichter, weiss du, so ein Mann, der Gesanbuchlieder dichtet.»

Da sah ihn die Kleine geheimnisvoll an und flüsterte: «Ich auch, Fritz! Denke dir, heute früh, als mir Mutti nach dem Baden das Hemdchen anzog, da habe ich auf einmal ein Gedicht gewusst — ich kann nur noch nicht ordentlich schreiben...»

«Ja», meinte der Junge, «aber du sollst es doch versuchen mit dem Schreiben. Du

hast doch nun alle Buchstaben gehabt — da geht es ganz leicht!»

Das feine kleine Elfenchen an seiner Seite lächelte vielsagend: «Ich habe es schon aufgeschrieben... aber du darfst es lesen, wenn ich nicht dabei bin, weil man sich doch schämt mit der Schrift... und mit dem Dichten... und so...»

Und sie griff in ihre Tasche und zog einen kleinen Streifen Papier heraus. Ganz schnell und hastig schob sie ihn dem Bruder in die Tasche seines grosskarrierten Anzuges.

«Nein, gewiss», versicherte er, «ich lese es erst, wenn du nicht mehr da bist, denn das wäre ja sonst... unritterlich, wo du mich gebeten hast!»

Und der kleine Junge sah ganz feierlich bei dem grossen Wort aus.

Sie waren am Teich.

Da kam einer der Schwäne über das Wasser auf sie zu. Er breitete die Schwingen aus und flog dicht über dem Spiegel des Teiches hin, auf dem seine grossen schwarzen Flüsse gleichzeitig gepenstlich hinliefen. Und der Schwan stürzte sich auf das kleine Mädchen, das schreiend auf die Rasenkante fiel und mit zuckenden Händchen in Gras und Angeroneen und Schamkraut griff. Der grosse böse Vogel schlug mit rauschenden Schwingen und mit seinem wilden Schnabel

auf das Kind ein, während der Junge fassungslos aufschrie...

Als die Eltern herbeistürzten, lag das Kind blutend und bewusstlos da. Aus der angeschlagenen Ader floss sein liebes kleines Leben unaufhaltsam fort. Eine Leiche trug der Vater ins adelige Stif Itzehoe zurück. Der kleine Junge aber sass tränenüberströmt unter dem Holunderbusch und holte das Zettelchen aus seiner Tasche und las:

Wie ist mein Hemdchen doch so warm,
So warm hab' ich mir's nicht gedacht;
Drum freu ich mich, drum freu ich mich,
Dass ich ein Hemdchen hab'!

Und der Knabe trat in sich schon die Weisheit, dass er in den ungelassenen Worten der toten Schwester den Genius erkannte, der auch über seinem Leben gleich einer lodrenden Fackel leuchten sollte.

Der Junge wurde ein Jüngling und der Jüngling ein Mann — ein weithergehender Mann. Sein Leben lang hatte er kein Heiligtum, das er höher hielt als dies Zettelchen der toten Schwester.

Er änderte später seinen Vornamen in Detlev um, und nun kennt ihr ihn alle. Er hiess Detlev Freiherr von Liliencron. Ich habe ihn sehr lieb gehabt, aber niemals lieber als damals, wie er mit nassen Augen das kleine zerkerbte Zettelchen mit den sperrigen Kinderbuchstaben aus seiner Brieftasche holte...



Die Konvention gegen den TILSITER FRIEDEN

Taugoggen als Meilenstein deutscher Geschichte Der Yorck-Gedenkstein an der Poscheroner Mühle

Als in den frühen Morgenstunden des 22. Juni 1941 in Abwehr des bevorstehenden bolschewistischen Angriffs auf das Reich mit den Verbänden der deutschen Wehrmacht auch die Divisionen an der Grenze jenseits der Memel zum Gegenstand aufbrachen, betrat die aus dem Raum von Laugsargen über die Grenze vorgehenden Feldgrauen einen Fleck Erde, der schon einmal in der preussisch-deutschen Geschichte einen tiefen Einschnitt und einen entscheidenden Wendepunkt bedeutete hat. Als die Infanterie rechts von der Strasse nach Tauroggen wenige Kilometer hinter der Grenze in das Tal des Baches Escherun hinunterstieg und im Angriff auf sowjetische Erdunker den jenseitigen Abhang erkletterte, flutete sie im Vorwärtstreiben an einem auf vier freilegenden Bronzekugeln stehenden, zwei Meter hohen Granitwürfel vorbei, der hier hundert Jahre später zum Gedenken an die Konvention von Tauroggen errichtet wurde.

Es war an diesem Morgen nicht die Zeit, die Gedanken rückwärts zu lenken, zu dem Tage, als fast zur gleichen frühen Stunde vor 129 Jahren der preussische General von Yorck über das Feld ritt. Keine Inschrift an dem Granitwürfel kündete von der Tat, die hier geschah, so dass es den meisten Soldaten wohl erst am Abend dieses ersten Kampftages klar geworden ist, welchen geschichtlichen Ort sie durchschritten hatten. Die Gegenwart war in diesem Augenblick stärker als die noch so grosse Vergangenheit, und vielleicht mehr als das Denkmal interessierte die Infanteristen ein sowjetischer Laufgraben hinter dem Granitblock, der allerdings nicht fertig geworden war. Und als sie den in der hohen Linde neben dem Gedenkstein errichteten bolschewistischen Beobachtungsstand untersuchten, ahnte wohl niemand, dass sie hier unter dem historischen Baum standen, unter dessen Zweigen am 30. Dezember 1812 das Zusammentreffen von Yorck und dem russischen Generalmajor von Diebitsch erfolgte, der geschichtlichen Linde, neben der einst unmittelbar die Windmühle von Poscherun stand, in der in der achten Morgenstunde die Unterzeichnung der Konvention vor sich ging.

Am 22. Juni, zur gleichen Stunde, hatten unsere Feldgrauen diese geschichtliche Stätte schon endgültig unter den Schutz der deutschen Waffen genommen und standen bereits in der brennenden Stadt Tauroggen, in der einst Yorcks Hauptquartier und der grösste Teil seines Korps lag.

Am 30. Dezember 1912 — Hundert Jahre nach dem Tag von europäischer Bedeutung — ist der Gedenkstein eingeweiht worden. Ein Urenkel Yorcks, Graf Heinrich von Yorck, hat seinem grossen Vorfahren den Stein gewidmet, der aus schmelzendem Granit aus der Gegend des Stammsitzes der Grafen Yorck in Klein-Oels bei Ohlau gehauen wurde. Als schon die Gewitterwolken des 1914 ausbrechenden Weltbrandes am Horizont aufzogen, trafen sich zur Enthüllung des Gedenksteins an diesem Tage, der mit einem Festessen im Saal des Kreishauses in Tilsit und mit einer Festvorstellung im Stadttheater abgeschlossen wurde, auf dem historischen Boden der früheren Mühle von Poscherun die Angehörigen der preussischen Familie von Yorck und der russischen Familie von Diebitsch. Diese Einweihung des Granitblocks war kein offizieller Staatsakt zwischen Deutschland und Russland — dazu hatte sich das politische Bild in hundert Jahren grundlegend gewandelt. Nicht die Gegenwart lebte an diesem Tage, sondern allein die Erinnerung an eine stolze und grosse Mannestat.

So weit die offiziellen Stellen von dieser Gedenkfeier Notiz nahmen, war es eine Angelegenheit zwischen der Provinz Ostpreussen und dem damals russischen Litauen. Dabei standen auf der Liste der Festteilnehmer zwei Namen, die noch keine zwei Jahre später in aller Munde waren. Als Vertreter der preussischen Armee nahm an der Enthüllung des Gedenksteins der Kommandierende General des I. Armeekorps in Königsberg, General von Kluck, und als Vertreter des russischen Heeres der Kommandeur des damaligen Militärbezirks Kowno, General v. Rennenkampf, teil. Anderthalb Jahre später entfiel sich das Weltgewitter über das Land, dessen heraufziehende Wetterleuchten man auf diesem Gedenktag nicht sehen wollte. Zwar standen sich die beiden Generale im August 1914 nicht an der gleichen Front gegenüber, aber als Armeeführer wurden ihre Namen damals schnell bekannt. Generaloberst von Kluck war im Westen Führer der I. Armee, des berühmten rechten Flügels, der durch Belgien und Nordfrankreich bis vor die Tore von Paris und zur Marne stürmte, wo er mitten im Siege, auf Befehl des Chefs des Generalstabes, des Generalobersten von Moltke, den Rückzug antreten musste. Nicht aus dem Siege heraus, sondern aus der ihm von Hindenburg und Ludendorff beigebrachten schweren Niederlage musste dagegen General von Rennenkampf den Rückzug aus Nordostpreussen antreten, das er mit seinen Truppen zu Beginn des Krieges wochenlang verheert und gebrandschatzt hatte.

Noch keine zwei Jahre nach Enthüllung des Gedenksteins rückten an ihm die Kosaken vorbei, um in Ostpreussen zu morden und zu plündern. Aber ein Jahr darauf nahm dann der deutsche Soldat den Stein zum ersten Mal in seinen Schutz. Die, die hier im Kampf ihr Leben zum Opfer brachten, ruhen auf dem nahegelegenen, leider völlig verwilderten Dorffriedhof von Poscherun. Nach dem ersten Weltkrieg genies der Granitwürfel in Vergessenheit, die eingelassenen Inschriften verwitterten, lösten sich und wurden vielfach von Wanderern, die diese Stätte deutscher Geschichte besuchten, als Andenken mitgenommen. Schon seit einer Reihe von Jahren lag der Stein auf

nen Buchstaben der auf allen vier Seiten angebrachten Inschriften mehr.

Nun aber wartet der Stein wieder auf seine würdige Herrichtung. Denn die Tat Yorcks lebt in uns heute stärker denn je. Uns ist im Blick der Geschichte die Vereinbarung in der Poscheroner Mühle nicht allein eine historische Angelegenheit über einen Vertrag preussisch-russischer Militärs, sondern darüber hinaus ein immer hell leuchtender Meilenstein auf dem Wege zum Reich. Die Konvention von Tauroggen ist ein klares Beispiel dafür, dass nur Männer die Geschichte machen und die Geschichte durch eine kühne Mannestat ihren wirklichen Sinn wieder erhält.

In der Poscheroner Mühle trat ein Mann gegen Napoleon, vor dem ganz Europa damals zitterte, auf. Die Unterschrift unter die Konvention von Tauroggen zerschlug alle Pläne des Franzosenkaisers und leitete damit die deutsche Befreiung ein. Wohl kamen die Trümmer der französischen Hauptarmee, die in allerlei Vermummungen über die preussische Grenze zurückfluteten, zunächst für eine weitere Kriegführung nicht in Betracht. Aber auch das russische Hauptheer unter Kutusow war infolge der Strapazen bei der Verfolgung der Franzosen auf ein Drittel zusammengeschnitten und hatte in Wilna Halt gemacht. Da gewann das 10. Korps Macdonalds, das in Kurland operierte und verhältnismässig geringe Verluste erlitten hatte, eine erhöhte Bedeutung. Es bestand zu zwei Dritteln aus den Preussen unter Yorck, dessen Unterführer Kleist und Massenbach waren. Zug Macdonald hierzu noch eine in Königsberg stehende französische Division an sich, so konnte er ohne Mühe das zu beiden Seiten der Memel operierende russische Korps Wittgenstein zurückwerfen. Auch das 7. französische Korps unter Reynier, das mit dem österreichischen Korps Schwarzenberg bei Warschau stand, konnte herbeigezogen werden. Mit einer solchen Macht hätte Macdonald auch den Vormarsch der russischen Hauptarmee aufhalten können. Im Rücken dieser Grenzwaacht konnte Napoleon bei seinen unerschöpflichen Hilfsmitteln in Frankreich und Italien neue Heere sammeln und im Frühjahr 1813 von neuem den Feldzug gegen Russland eröffnen. Dass sich der Franzosenkaiser in dieser Weise die weitere Entwicklung der Dinge

gedacht hatte, ging aus einem eigenhändigen Schreiben an Friedrich Wilhelm III. hervor. Er ersucht darin den König, sein Herr zu verstärken, in Schlesien gegen die Russen einen Grenzordon zu bilden, und stellt für Yorck den französischen Marschallstab in Aussicht. Aber Yorck verzichtete auf diese zweifelhafte Ehre und unterschrieb in der Poscheroner Mühle. Die Folge war, dass Macdonald, dem jetzt nur noch eine französische Division geblieben war, in Eilmärschen Ostpreussen verliess, weil er fürchtete, von Wittgenstein abgeschnitten zu werden. Auch Murat, der König von Neapel, dem Napoleon nach seiner Abreise den Oberbefehl über die „Grosse Armee“ übertragen hatte, zog eiligst über Bromberg nach Posen. Ost- und Westpreussen waren von den Franzosen befreit, die die Weichselinie aufgaben, und nach kurzer Zeit auch die Oderlinie nicht mehr zu halten wagten. Preussen hatte den freien Raum zur Vorbereitung seiner Erhebung, und Napoleon wurde im folgenden Frühjahr, anstatt wieder gegen Russland zu ziehen, von ganz Deutschland zum Entscheidungskampf gezwungen.

Die militärischen Ereignisse, die dem Abschluss der Konvention vorangingen, sind heute Historie. Ihre Bedeutung ist rein örtlicher Natur und für die Deutschen des Memelgebietes ein Stück Heimatgeschichte.

Der Marsch der Yorck nach Tauroggen führt, begann am 18. Dezember, als Macdonald den Befehl zum Rückzug aus Kurland, wo das Yorcksche Korps monatelang vor Riga gelegen hat, nach Preussen erhält. Macdonald zieht mit seiner französischen Division und der preussischen Abteilung unter Massenbach voran, während Yorck auf dem Rückmarsch über Schaulen in Richtung Kelme wegen seines gewaltigen Wagentrosses um zwei Tagesmärsche zurückbleibt. Zur gleichen Zeit drängt das russische Korps Wittgenstein — Teile von ihm überschritten am 21. Dezember die Grenze und besetzten Tilsit — nördlich der Memel in westlicher Richtung vor, um Macdonald abzuschneiden. Der Vorhut Wittgensteins gelingt es auch, York von seinem Oberfeldherrn zu trennen. Auf Grund dieser Lage kommt es zwischen York und Diebitsch am ersten Weihnachtstag zur ersten Unterredung, in der der Abschluss eines Neutralitätsvertrages besprochen wird. Yorck f. d. d. d.

aber, dass die Russen Stellungen beziehen, die ihm eine Vereinigung mit Macdonald als militärische Notwendigkeit erscheinen lässt. Am gleichen Tage hat Macdonald die preussische Grenze überschritten, und die bei ihm stehenden Preussen unter Massenbach haben am 26. Dezember die von Tilsit entgegenkommenden Russen bei Piktupönen geworfen, wodurch den Franzosen der Weg nach Tilsit geöffnet wird, wo Macdonald zusammen mit der Abteilung Massenbach am 28. Dezember einrückt. Am gleichen Tage hat Yorck beim Marsch gegen die Grenze Tauroggen erreicht, während Diebitsch in Wilkischken sein Quartier aufschlägt. Am 29. Dezember kommt es auf Vorschlag der Russen abermals zu Verhandlungen, wobei aus dem Hauptquartier Wittgensteins Oberstleutnant v. Clausewitz erscheint, der als Angehöriger der „Preussischen Legion“ auf russischer Seite gegen Napoleon kämpft. Nach genauer Beratung der militärischen Lage, wobei Yorck die Zusicherung erhält, dass sich am 31. Dezember die Strasse von Tilsit nach Königsberg in der Gewalt der Russen befinden wird, fasst er den Entschluss, am nächsten Morgen in der Poscheroner Mühle die Konvention abzuschliessen. Am letzten Tage des Jahres 1812 rückt York dann vereinbarungsgemäss über die Grenze in Richtung Tilsit, während es Massenbach in den Morgenstunden des 31. Dezember gelingt, seine in Tilsit stehenden Truppen von Macdonald zu lösen, über die Memel zu setzen, um dem Yorckschen Korps entgegen zu ziehen. Die in Ragnit liegenden Truppen Massenbachs erhalten den Befehl, in Richtung Insterburg abzuziehen, um sich hier mit den Russen zu vereinigen. Damit ist die Stellung Macdonalds in Tilsit unhaltbar geworden, zumal seine Rückzugsstrasse nach Königsberg bereits von russischer Kavallerie bedroht wird. Am Mittag des letzten Tages des Jahres 1812 verlassen die letzten Franzosen fluchtartig Tilsit.

Die Würfel sind gefallen. Als Yorck am Neujahrstage 1813 über die Memel geht und in Tilsit sein Quartier nimmt, wo er bis zu seinem Aufbruch nach Königsberg am 8. Januar verbleibt, sind die Voraussetzungen für das entscheidende Jahr 1813 geschaffen. Schnell wächst in diesen ersten Januar Tagen der Gedanke der Konvention von Tauroggen

Worte gaben Zeugnis von der geschichtlichen Tat

Die drei deutschen Inschriften des Yorck-Gedenksteins hatten folgenden Wortlaut:

KONVENTION
VON
TAUROGGEN
ZWISCHEN
DEM KÖNIGLICH PREUSSISCHEN
GENERALLEUTNANT
VON YORCK
UND
DEM KAISERLICH RUSSISCHEN
GENERALMAJOR
VON DIEBITSCH
IN DER FLUSSÜBER GELEGENEN
POSCHERONER MÜHLE
AM 30./18. DEZEMBER 1812

DEM
FURCHTLOS TREUEN
DIENER SEINES KÖNIGS,
DESSEN RUHMREICHE TAT
DEN ANSTOSS GAB
ZU PREUSSENS ERHEBUNG
UND BEFREIUNG
DER URENKEL

SO MÖGE DENN
UNTER GÖTTLICHEM BEISTAND
DAS WERK UNSERER BEFREIUNG
BEGINNEN
UND SICH VOLLENDEN
YORCK
DEN 29. DEZEMBER 1812

Die russische Inschrift, die auf der vierten Seite angebracht war, lautet in wörtlicher Übersetzung:

„Zum Andenken an den Abschluss der Tauroggener Konvention, unterzeichnet am 30./18. Dezember des Jahres 1812 in der Poscheroner Mühle von dem Generalleutnant in königlich preussischen Diensten v. Yorck und dem Generalmajor in kaiserlich russischen Diensten J. J. Diebitsch. Das Denkmal ist errichtet auf Betreiben und auf Kosten des Grafen Yorck von Warthenburg 1912.“

über seinen ursprünglichen Rahmen, Preussen ein Korps zu erhalten, hinaus. In der Tilsiter Besprechungen Yorcks taucht zuerst der Gedanke der Erhebung der Provinz Ostpreussen als Anstoss zur Erhebung ganz Preussens auf. In der Stadt, die vor sechs Jahren den Namen zu dem schwachvollen Tilsiter Frieden geben musste, wird dieses Dokument praktisch jetzt wieder zerrissen. Am Anfang dieses Jahres der Freiheit überschreitet Yorck die Memel, an seinem Ende geht Blücher siegreich über den Rhein. Walther Hanck

Kamerad, das geht Dich an!

Auch Nichtberufssoldaten für die Verwaltung

Ein grosser Teil des besten Nachwuchses für die öffentliche Verwaltung kommt aus dem Soldatenstand. Für Militäranwärter sind sehr zahlreiche Beamtstellen reserviert worden. Aber auch für Nichtberufssoldaten ist der Weg in den öffentlichen Dienst möglich. Ein weites Gebiet öffnet sich ihnen, soweit sie als Kriegsverwehrt für einen anderen Beruf umgeschult werden müssen. Im Dienst der deutschen Gemeinden, Reichsleiter Fiehler hat deshalb alle kommunalpolitischen Ämter der Partei in den Gauen beauftragt, sich in entsprechender Weise der beruflichen Förderung von Kriegsverwehrt anzunehmen. Solche Verdienste, die vorwiegend eine sitzende Tätigkeit erhalten müssen oder nur für Büro- und Kassenarbeiten körperlich geeignet sind, kommen für die Gemeinden und Gemeindeverbände als willkommenen Kräfte in Frage, um den durch zahlreiche Einberufungen und Abordnungen in die eingegliederten und besetzten Gebiete stark gelichteten Personalbestand wenigstens etwas wieder aufzufüllen. Gerade der Kriegsverwehrt ist für die Arbeit in der Gemeinde, die volkshöchste Verwaltungsarbeit der inneren Front, besonders geeignet, weil ihm hier Gelegenheit gegeben wird, im gleichen soldatischen Geiste an bevorzugter Stelle dem deutschen Volk zu dienen, wie unter den Waffen.

Versehrt, die die Voraussetzung erfüllen und Interesse an einem zivilen Arbeitsplatz an den Rathäusern haben, können sich über ihre Wehrmachtsführer-Offiziere für die Auf- und Anordnung des Reichsleiters Fiehler vorgesehenen Umschulungslehrgänge melden. Die Umschulung ist in zwei Abschnitte geteilt: 1. in die kommunalpolitische Schulung, die als politische Aufgabe den Gauamtsleiter für Kommunalpolitik übertragen wurde und 2. in die fachlich-theoretische Umschulung, für die der Deutsche Gemeindegang Richtlinien aufstellte. Die kommunalpolitische Schulung dauert etwa drei bis fünf Wochen. Sie soll bereits während des Lazarettaufenthalts erfolgen, so dass der Kriegsverwehrt im Anschluss an die Entlassung aus dem Lazarett bei der Gemeinde zum praktischen Einsatz kommen kann. Bis dahin, bzw. innerhalb des ersten Vierteljahres Praxis, wird der Versehrt auch schon entscheiden können, ob ihm der Beruf eines Gemeindebeamten oder Angestellten als Lebensberuf die Erfüllung seiner Wünsche bringt. An die einführende kommunalpolitische Schulung schliesst sich für die Dauer eines Jahres die praktische und fachlich-theoretische Umschulung in einer Gemeinde an. Bekommt der Kriegsverwehrt während der kommunalpolitischen Umschulung Beihilfen, so ist er im Stadium des praktischen Jahres bereits Dienstkraft der Gemeinde und wird gleichfalls besoldet.

Die näheren Einzelheiten ergeben sich aus Berichten der Sachbearbeiter, die in der Folge 19/20 des Zeitschrifts „Die National-

sozialistische Gemeinde“ veröffentlicht werden. Die Männer, die draussen für unser Reich geblutet haben, erscheinen am ehesten berufen, an den Bezugstellen und Schalern sowie sonstigen wichtigen Arbeitsgebieten der Gemeinde Menschen zu betreuen, denn sie haben bereits im Kriegserlebnis gelernt, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden und sind besonders berufen, an den menschenumdrängten gemeindlichen Stellen mit an der seelischen Rüstung unseres Volkes zu arbeiten.

Wenn die Unterschrift des Mannes fehlt

Die längere Dauer des Krieges und die Folgen des verstärkten Luftterrors gegen unsere Heimat bringen es mit sich, dass Ehe-

frauen nunmehr Angelegenheiten des Familienlebens erledigen müssen, die ihnen sonst von ihren nun im Kriegseinsatz irgendwelcher Art befindlichen Männern abgenommen wurden.

Da eine ordentliche Ehe auf Vertrauen aufgebaut sein muss, wäre es an sich der einfachste Weg, wenn ein im Kriegseinsatz befindlicher Ehemann seiner Ehefrau eine sogenannte Generalvollmacht geben würde, auf Grund deren dann die Ehefrau keinerlei Anstände von irgendeiner Seite zu befürchten hätte, weil jedermann ohne weiteres ersehen könnte, dass die Ehefrau im Namen ihres Mannes handelt. Neben der Rechtssicherheit für beide Eheleute und Dritte würde viel Ärger und Zeitverschwendung vermieden. Diese Generalvollmacht ist schriftlich zu erteilen und kann sogar in öffentlich beglaubigter Form vorgenommen werden, um alle Vorkommnisse erledigen zu können, wenn ein eiliger diesbezüglicher Fall eintreten sollte. Die öffentliche Beglaubigung kann auch beim Militär selbst vorgenommen werden, so dass also eine derartige Vollmacht jederzeit noch

Geschosskörbe sind Handarbeit!

Täglich gehen Tausende von Geschosskörben durch die Hände unserer Soldaten. Sie werden achtlos von den Granaten gestreift und fortgeworfen, manchmal auch gesammelt, um gelegentlich als Anfeuerholz zu dienen. Die wenigsten Soldaten haben sich darüber Gedanken gemacht, wie und wo diese Geschosskörbe hergestellt werden und ob es sich lohnt, mit ihnen sorgsam umzugehen und sie der Wiederverwertung zuzuführen.

Irgendwo im Reich, auch in den besetzten Gebieten, gibt es grosse Weidenanbaukulturen, in denen eine hochwertige Weide gezüchtet wird, die geeignet ist, mit langen, schlanken, biegsamen Stengeln zum Flechten der verschiedenen Gebrauchs- und Ziergegenstände zu dienen. Während in Friedenszeiten neben Wirtschaftskörben aller Art, dort vor allem Stühle und Sessel angefertigt wurden, ist diese Produktion zugunsten der Kriegproduktion grösstenteils eingestellt. Dafür wurden alle Hände freigemacht zur Anfertigung von Geschosskörben. Geschosskörbe gibt es in verschiedenen Arten und Ausführungen. Wir wollen einen Flechtbetrieb besuchen, der Geschosskörbe aus Weidenruten herstellt.

Auf dem Hof, in Lagerschuppen oder im Freien sind grosse Weidenbündel zum Trocknen aufgestellt, um dann nach Längen sortiert zu werden. Mit grosser Fixigkeit ziehen Frauen aus den einzelnen Weidenbündeln die gleichen Längen heraus. Ist dies geschehen, kommen die Weiden zum Einweichen in grosse Kessel, in denen ihnen zusammen mit der folgenden Trocknung die Biegsamkeit verliehen wird, die nötig ist, damit sie bei der Verarbeitung nicht brechen.

„Man kann die Weiden natürlich nicht jederzeit schneiden“, belehrt der Betriebsführer, ein alter Fachmann, „sondern man muss sie entweder im Herbst, wenn der Saft zurückgegangen ist, schneiden oder im

zeitigen Frühjahr, bevor der Saft steigt. Andernfalls gefährdet man die Kulturen. Je nachdem, ob die Ernte einjährig oder mehrjährig ist, ist die Länge der Weidenruten verschieden.“

In allen Längen, in verschiedener Dicke und Qualität, liegen die Weidenruten auf dem Lagerboden, auf dem auch geschälte Weiden auf Verarbeitung warten. Geschälte Weiden für zivilen Bedarf zu verarbeiten, ist jetzt verboten. Augenblicklich ist überhaupt die Produktion für den zivilen Bedarf so gut wie gesperrt. Nach einem bestimmten Schlüssel werden die Aufträge der Wehrmacht auf Geschosskörbe auf sämtliche Flechtbetriebe verteilt, und so haben wir alle immer viel zu tun. Hier ist auch schon ein Vorrat an Geschosskörben vom letzten Kontingent, damit weist der Betriebsführer auf die Körbe, die säuberlich aufgestapelt und mit Kontrollstrichen versehen, auf den Abtransport warten.

In der Flechterei sitzen Männer und Frauen auf niedrigen Stühlen. Ihre Finger bewegen schnell und geschickt die Weidenruten. Während die gelernteren oder besonders befähigten angelernten Arbeiter den Geschosskorbboden herstellen und durch seine Festigkeit den Weidenruten, die nach oben gebogen werden und „Staken“ heissen, den Halt geben, ist das Flechten des Korbmantels den angelernten Kräften, vor allem Frauen und Mädchen, überlassen. Ein gelernter Arbeiter flieht den festen Rand, die Kämme. Sind die Staken abgeschritten und festgeklopft, ist der Korb fertig.

Jeder einzelne Korb ist Handarbeit, bei jedem einzelnen muss man genau auf Flechtstärke und Höhe achten, und immer wieder wird er nachgemessen.

So regen sich in vielen kleinen Betrieben in den Weidenanbaugebieten des Warthegaus Hunderte von fleissigen Händen, um den Geschossen zum Transport zur Front die schützende Hülle zu geben.

nach der Einziehung zur Wehrmacht erteilt werden kann.

Für die gewöhnlichen Fälle des alltäglichen Lebens benötigt jedoch eine Ehefrau nach wie vor keinerlei Vollmacht ihres Ehemannes, auch wenn er jetzt im Kriegseinsatz steht. Eine Ehefrau ist nämlich auf Grund der Schlüsselgewalt berechtigt, innerhalb ihres häuslichen Wirkungskreises die Geschäfte des Mannes für ihn zu besorgen und ihn zu vertreten. Rechtsschäfte, die eine Ehefrau innerhalb dieses Wirkungskreises vornimmt, gelten als im Namen des Mannes vorgenommen, wenn sich aus den Umständen nicht ein anderes ergibt; d. h. dass aus diesen Geschäften nur der Mann verpflichtet wird trotz seiner Abwesenheit. Zu bemerken ist, dass die Schlüsselgewalt der Ehefrau ohne Rücksicht auf den in der Ehe geltenden Güterstand zusteht und nur unter gewissen Voraussetzungen beschränkt oder ausgeschlossen werden kann. Aber gerade während eines länger dauernden Krieges und mit Rücksicht auf die Folgen des Bombenterrors ist es besonders schwer, den Rahmen des häuslichen Wirkungskreises richtig zu treffen. Zum häuslichen Wirkungskreis gehören an sich alle Geschäfte, die den ehelichen Aufwand betreffen und nach der bestehenden Sitte und den Anschauungen des Lebenskreises dem die Eheleute angehören, durch die Frau erledigt zu werden pflegen, ohne dass es sich nur um Geschäfte, die gerade zur Führung des Haushalts erforderlich sind, handeln muss. Hierzu zählt ohne weiteres die Beschaffung von Lebensmitteln, Wertmaterial, Kleidungsstücken usw. Nachdem heute die Ehefrau oft nicht bloss die Sorgen der Haushaltsführung und der Erziehung der Kinder, sondern auch des teilweise Gelderwerbs jeder Art — sei es im Dienst eines anderen oder als Landwirtin usw. — zu tragen hat, wäre es nie zu verantworten, eine Ehefrau in ihrer Vertretungsmacht einzuschränken. Ein verständiger Ehemann wird sich in Kriegzeiten niemals auf den Standpunkt stellen, seine Frau habe den ihr gezogenen Rahmen überschritten. Hauptsache ist allein für ihn, dass die Frau das Richtige tut und für die ihren sorgt.

Früher hätte eine Ehefrau allein keine Wohnung mieten können, aber wer sollte ihr das heute verwehren, wenn die ursprüngliche zerstört ist. Ebenso bestehen keine Bedenken, wenn sie aus ihrer zu grossen Wohnung Zimmer abgibt, um der Wohnungsnot zu steuern oder gar Bombenschäden wieder ein Heim zu bieten. Dass sie ihr erholungsbedürftigen Kindern auf das Land schiekt, steht auch mit Rücksicht auf die entstehenden Kosten ausser Zweifel. Ist es üblich, dass in der Familie zugunsten der Kinder Versicherungen abgeschlossen werden, so dürften heute auch dagegen keine Bedenken bestehen, wenn die Frau sie im Rahmen der Leistungsfähigkeit des ehelichen Einkommens auch der Nachkriegszeit hält und wenn der Ehemann zur Zeit vielleicht zu irgendwelchen Gründen schriftlich nicht zu erteilen ist, so bei Vermisstsein.

Nachdem heute eine Ehefrau den Ehemann ersetzen muss, ist für sie auch eine möglichst geringfügige Beschränkung an Platz.